

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

11. Jahrgang

November 1934

Nummer 11

Allerseelenweg

Wir sind zusammen heute einen Weg gegangen —
ganz still und ohne Worte — Du und ich —
als Abendglocken fernher durch den Nebel klangen.

Wir trugen unsre roten Herzen in den Händen;
und bargen ihre Flammen — Du und ich —;
doch als sie heiß auflohten, konnten wir's nicht wenden.

Wir sind den weiten Weg in lauter Glut gegangen,
durch Nebel einsamkeiten — Du und ich —
und unsrer roten Herzen Flammenzungen sangen.

Sie sangen und suchten sich und tanzten,
da wir am Ziele standen — Du und ich —
und auf ein Grab zusammen unsre Herzen pflanzten.

Maria Anders.

Auf einem schlesischen Dorffriedhofe

Von Wolfgang Loose

Unter den Dorfkirchen des Waldenburger Berglandes ist wohl die in Erlenbusch am bekanntesten. Schon vielen, die mit der Weistritzalbahn von Schweidnitz nach Bad Charlottenbrunn gefahren sind, wird das malerische Kirchlein aufgefallen sein. Kurz hinter dem Bahnhof Hausdorf grüßt es auf der rechten Seite von den Höhen herab (Bild 1).

Dieses altehrwürdige Kirchlein wurde im Jahre 1593 von Bergknappen erbaut, die aus Meißen kamen und in hiesiger Gegend Erze förderten. Am Neujahrstage 1594 wurde in der neuen Kirche zum erstenmal gepredigt. Alte Aufzeichnungen berichten uns, daß an gleicher Stelle schon seit 1535 eine Kapelle bestanden hatte. 1654 wurde die bis dahin protestantische Kirche durch die Reduktionskommission in die Hände der katholischen Pfarrgemeinde gegeben, in deren Besitz sie sich auch heute noch befindet. Das Kirchlein gehört zu dem Kirchspiel Bad Charlottenbrunn, und nur gelegentlich wird noch Gottesdienst darin gehalten. Daß die Kirche früher auch als Zufluchtsstätte in unruhigen Zeiten gedient hat, davon legen der wehrhafte Bau des kleinen Gotteshauses und vor allen Dingen die aus Feldsteinen errichtete starke Friedhofsmauer Zeugnis ab (Bild 2).

Von ihr umhegt liegt der bescheidene Kirchhof mit seinen wenigen Gräbern, und doch trifft auch auf ihn das Wort zu: „Die Gottheit und die lieben Verstorbenen zu ehren, bieten die Menschen das Beste auf, was sie geben können.“ Tatsächlich finden wir unter den Grabmälern Beispiele bemerkenswerter Kunst, und zwar gerade aus älterer Zeit. Der Grund mag darin liegen, daß anderwärts die Gräber und ihre Denkmäler infolge Platzmangels beseitigt werden müssen, während in Erlenbusch genügend Raum für neue Grabstellen vorhanden ist und außerdem nur noch wenige Beerdigungen dorthin stattfinden. Infolgedessen bleiben hier die Grabkreuze stehen, bis sie den Unbilden der Witterung zum Opfer fallen.

Die ältesten Grabsteinplatten sind auf dem Kirchhofe als Treppenstufen verwendet worden. Ihre Inschriften sind heute nicht mehr zu entziffern.

Aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammen Steindenkmäler, deren Inschriften kundgeben, daß hier Personen ruhen, die im Leben der Gemeinde eine Rolle gespielt haben. Gesteigerter Wohlstand der Familien und veredelter Geschmack ließen die stattlichen Grabmäler entstehen, die auf diesem abgetrennten Dorffriedhofe fremd anmuten und nicht in diese Umgebung zu gehören scheinen. Wir haben hier Beispiele vor uns, wie die Zeit des Klassizismus selbst auf die Grabmalkunst dieses einsamen Kirchhofes seine Einflüsse ausgeübt hat (Bild 3 und 4). Im Gegensatz zu unseren heutigen kurzen Grabinschriften finden wir über die Entschlafenen auf diesen alten Denkmälern sehr umfassende Angaben, die oft eine nicht zu unterschätzende Fundstätte für den Forscher bilden. Mit Eifer hat man Grabinschriften griechisch-römischer Herkunft gesammelt, gleiche Sorgfalt aber denen unserer

Vorfahren nicht gewidmet. Die neue Zeit, die der Ahnenkunde die ihr gebührende Stellung gibt, wird auch hier Wandel schaffen. Was berichten solche Inschriften?

Grabstätte

des weiland Herrn Johann Gottlieb May, Erb- und Gerichtscholzens in Hausdorf. Er wurde geboren A. 1753 den 19. März, verhehlicht 1775 den 7. Mai mit Jungfrau Sus. Regi. Kabe, gesegnet mit 19 Kindern und starb 1806 den 6. April, alt 53 J. 1 Mon., beweint von seiner hinterlassenen Frau Wittwe und 3 noch lebenden Kindern.

Ruhestätte

des hiesigen Kaufmanns Herrn Johann Christoph Wittig, geb. den 5. Jan. 1735, gest. den 28. August 1818 und Seiner dritten Ehegattin, Frau Ros. Helene, geb. Ullbricht, geb. den 8. Febr. 1745, gest. den 7. Nov. 1780.

An der Seite seiner zweiten Gattin ruht hier die irdische Hülle des hiesigen Erb- und Gerichtscholzen Erbmüllermst. und Ober-Ältesten des Müllermittels Herrn Johann Christoph Randler. — Er ward den 29. Sept. 1774 zu Neudörfel im Fürstenthum Jägerndorf geb., lebte in dreimaliger Ehe und starb den 23. Mai 1836 im Alter von 61 J., 7 Mon., 24 Tg.

Durchaus dem Charakter dieses Bergkirchhofes angepaßt sind einige recht schöne schmiedeeiserne Kreuze aus derselben Zeit. Nur drei dieser Art sind noch erhalten, haben aber unter den Witterungseinflüssen schon sehr gelitten; doch geben sie noch Zeugnis von dem hohen Stand der damaligen Schmiedekunst (Bild 5 und 6). An der Spitze eines dieser Kreuze finden wir die Nachbildung der Sonne. Offen muß allerdings die Frage bleiben, ob das Sonnenrad bewußt als das heilige Zeichen der Sonne verwendet worden ist oder nur als Zierform. Immerhin ist es bemerkenswert, dieses Zeichen, das bei unseren Vorfahren so große symbolische Bedeutung besessen hat, hier (erste Hälfte des 19. Jahrhunderts) wiederzufinden. Die Kreuze tragen auf lockerem Eisengerank die buchartig geformte und wie ein Buch auch verschließbare Inschriftplatte. Der Rost hat aber die Angeln der Thürchen zerstört, so daß sie sich kaum in ihrer alten Lage halten. Nur in einem Rästchen, dessen Tür mit Schnur befestigt ist, findet sich noch eine Tafel mit folgenden Aufzeichnungen:

„Hier ruht

der weil. Wohlachtbare Johann Christoph Finke, gewes. Freistellbesitzer und Bleichermeister in O. Tannhausen. Er war geboren den 9. Mai 1768, verheirathete sich am J. 1789 mit Jungfrau Maria Elisabeth geb. Gebauer aus Dorfbach, mit welcher er 4 Söhne und 5 Töchter zeugte, und aus deren Ehen er 23 Enkel hervorgehen sah. Nach dem am 20. Februar 1829 erfolgten Tode seiner Ehegattin verheirathete er sich 1831 den 8. November zum 2. Male mit der verw. Frau Joh. Eleon.

Rittner geb. Huebner. Er starb am 25. August 1838 am Schlage, in dem Alter von 70 J. 3 M. 16 T. und nahm mit sich ins Grab das Zeugniß: Er habe richtig vor sich gewandelt. —

Er ruhe in Frieden!“

Ganz im Gegensatz zu diesen geschmiedeten Kreuzen steht ein gußeisernes aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, Massenarbeit, die nichts Persönliches mehr kennt und Zeugnis ablegt von der Verflachung des Geschmacks und der Uniformierung im Zeitalter der Fabriken (Bild 7). Aber wenn auch das Kreuz keinen künstlerischen Wert besitzt, so kann sich der Beschauer doch der eigenartigen Wirkung nicht entziehen, die von ihm ausgeht. Es steht mitten im Dornengestrüpp, ein Bild von Leid und Qual und Tod.

Von seltenem Reiz ist dagegen ein in der Nähe der mit Immergrün bewachsenen Friedhofsmauer stehendes altes Holzkreuz (Bild 8). In aller Schlichtheit ist es ein wahres Kunstwerk. Die Sprödigkeit des Materials ist überwunden, leicht und ungekünstelt verbinden die gewundenen Holzgirlanden die Arme des Kreuzes. Frieden spendend schaut das Auge Gottes auf den hier zur ewigen Ruhe Gebetteten herab. Leider kümmert sich niemand um die Erhaltung des Kreuzes, und so dürfte es nicht mehr lange dauern, bis dieses einzigartige Grabdenkmal durch Wind und Wetter zerstört sein wird. Es wäre zu wünschen, daß sich ein Museum dieser prächtigen Holzarbeit annehmen würde, um sie der Nachwelt zu erhalten. Welcher Zeit das Kreuz angehört, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die Lage in der Nähe eines der schmiedeeisernen Kreuze läßt den Schluß zu, daß es etwa zu gleicher Zeit wie dieses errichtet worden ist. Demnach würde es also aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammen.

Bestrebungen, Beispiele echter, wahrer Volkskunst zu erhalten und dadurch die ursprüngliche, schöpferische Kraft des Volkes wieder anzuregen und zu heben, finden wir heute auf allen Gebieten. Der Grabmalkunst in Schlesien haben besonders die Arbeiten der Warmbrunner Holzschneidenschule neue Wege gewiesen. In den letzten Jahren sind auf dem Erlensbuscher Kirchhofe einige hölzerne Grabdenkmäler errichtet worden, die Einflüsse in dieser Richtung erkennen lassen (Bild 9 und 10). Sie erfreuen durch den Zusammenklang von Umgebung und Werk. In ihrer schlichten Gestaltung passen sie sich ganz natürlich dem Charakter dieses Bergfriedhofes an.

Außer der Besichtigung dieses reizvoll gelegenen und beachtenswerten Friedhofes lohnt sich auch eine solche des mehrfachen Dorfkirchleins selbst. Mit Recht sagt einmal Ludwig Gurlitt: „Wer ein Volk kennenlernen will, muß es in seinen Kirchen und auf seinen Kirchhöfen studieren. Da spricht sich sein tiefstes und innerstes Wesen deutlich aus.“

Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen
müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden
Goethe



1



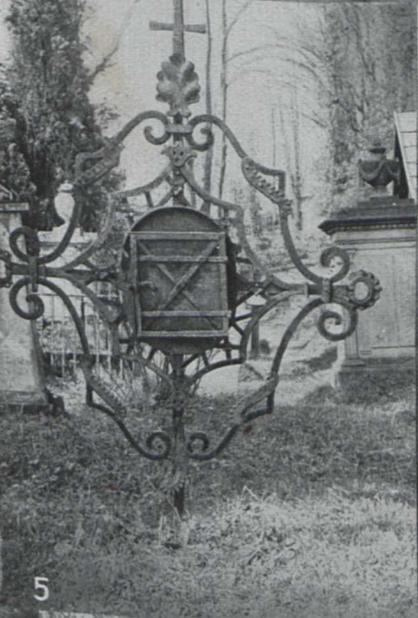
3



4



2



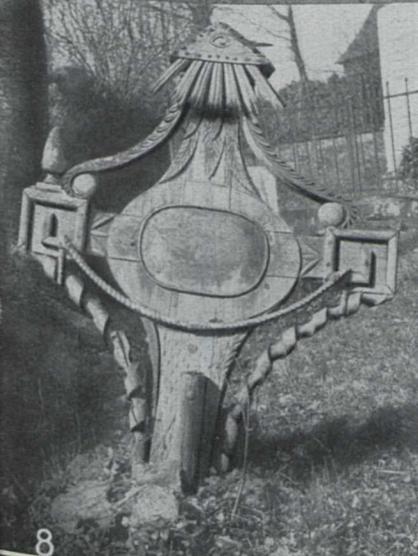
5



6



7



8



9



10

* TREN LEBEN
TODTROTZEND KÄMPFEN
LACHEND STERBEN



WER GOTT VERTRAUT
UND UM SICH HALT
HAT WOHL GEBAUT



VON IRMIN SVAN*

Breslauer Wandervogel 1914

Von Erich Muschalla

Schon vor dem Kriege gab es in der deutschen Jugend eine Bewegung, die sich bewußt gegen den materialistischen Goldtaumel des Bürgertums auflehnte und in zähem Ringen eine eigene Lebensform schuf: den Wandervogel. In jener Zeit, die in billigem Lebensgenuß des Menschen letztes Ziel sah, entstand der Wandervogel als heiliger Protest der aktivsten Kräfte der deutschen Jugend gegen die ältere Generation, die ums goldene Kalb tanzte und dabei keine Zeit mehr fand, der Jugend auf die dringlichen Fragen zu antworten, die ihr am Herzen lagen. Als der Student Karl Fischer am Jahrhundertbeginn eine Handvoll jugendlicher Feuerköpfe vom Steglitzer Gymnasium um sich sammelte und mit ihnen in die Wälder der Mark zog, da lebte in diesen Jungens etwas vom brausenden Empörergeist der Schillerischen Räuber, und als lebender Protest waren die Waldfahrten und Pachanten=Chings der Wandervögel ja auch gedacht.

In den folgenden Jahren bis zum Kriegeausbruch hat dann der Wandervogel eine konsequente Entwicklung durchgemacht. Der heilige Schwur, den sie für ihr neugefundenes völkisches Ideal im Oktober 1913 begeistert auf dem Hohen Meißner ablegten, und das Feuer, das an jenem Abend gegen den Himmel loderte, war der erste sichtbare Flammenschein auf dem Wege der völkischen Selbstbesinnung.

Genau wie heute die NSDAP., so war der Wandervogel damals in Gauen aufgeteilt, an deren Spitze die Gauenleitung stand. Die Ortsgruppen regelten ihre Angelegenheiten auf dem Ching, das bei einer Sandgrube oder auf einer Waldwiese abgehalten wurde, wofür die Breslauer meistens die Sandgrube bei Rapsdorf im Kreise Trebnitz oder den Zettelbusch bei Rippeln benutzten. Als ich im Frühjahr 1914 zum schlesischen Wandervogel kam, befand sich das Stadtnest der Ortsgruppe im Jugendheim an der Matthiaskunst, ein einfaches Zimmer mit Bäumen vor den Fenstern und mit einem herrlichen Ausblick auf die Oder. Hier kamen die Führer und die Scholaren zusammen, hier tönten zum Geschrumm der Klampfe zarte Minne- und rauhe Landsknechtslieder, und hier schmiedete man die Pläne zu neuen Fahrten. Ein frischer Geist herrschte im Wandervogel, der alle ergriff. Man fühlte sich wie zu einem Ritterorden gehörig, zu einer Schar Auserwählter, und jeder einzelne Schritt wie ein Parsival durch die Ode der materialistischen Umwelt, stolz das Zeichen der neuen deutschen Bruderschaft am Kockaufschlag tragend, den silbernen Streif im blauen Felde.

Heute drehen sich auf den Höfen der Mietskasernen die Kinder im Volkstanz und singen dabei „O Bur wat kost' din Heu?“, ein Tanz, den wir Wandervögel unter das Volk gebracht haben. Es wird heute niemand mehr, der ein Hemd mit offenem Kragen trägt, von der öffentlichen Meinung als sittlich nicht ganz einwandfrei verdächtigt werden. Als wir Wandervögel uns vor zwanzig Jahren die ersten Schillerkragen um den Hals banden und so durch

die Straßen Breslaus „kloßten“, fielen wir der allgemeinen Verachtung der Spießbürger anheim, denn damals wurde der Wert eines Jünglings nach der Höhe des Stehkragens eingeschätzt, den er trug. Übrigens beruhte die Verachtung durchaus auf Gegenseitigkeit.

In dieses um neue Formen ringende Jugendleben hinein knallte plötzlich der Schuß von Serajewo. Auf dem Fahrtenzettel des Breslauer Wandervogel e. V. für Juli und August 1914 hatte das drohende Kriegsgewölk noch keinen Niederschlag gefunden. Es war eine ganze Reihe von großen Fahrten angesetzt, nach Posen, nach der Steiermark, in die Beskiden. Alle diese Fahrten wurden durch den Kriegsausbruch jäh unterbrochen. Wer nur halbwegs ein Gewehr tragen konnte, eilte zu den Waffen.

Die Breslauer Wandervogel-Ortsgruppe hatte dadurch mit einem Schlage alle ihre Führer verloren. Aber die Jungen waren nicht umsonst auf den Fahrten zur Selbständigkeit erzogen worden. Sie ergriffen die Zügel, und bald setzte wieder neues Leben im Wandervogel ein, wenn es auch jetzt ein anderes Gesicht zeigte. Über Nacht war ein rauher Kriegergeist in den Wandervogel gefahren. An Stelle der beschaulichen Fahrten waren harte Kriegsspiele getreten, denn jeder wollte den Gefühlen, die ihn beseelten, Luft machen.

Daneben wurde mit den Wandervogel-Soldaten an der Front enge Verbindung aufrechterhalten. Sie bekamen laufend Berichte und Literatur, die dann von Hand zu Hand ging. Einige der Zeitschriften, die so an die Front gingen, trugen das Hakenkreuz, denn der völkische Gedanke hatte im Wandervogel längst eine Pflegstätte gefunden.

Wandervogel 1914... Erst zwei Jahrzehnte sind seitdem verflossen. Aber in diesen zwanzig Jahren hat sich viel ereignet: Krieg, Zusammenbruch und Aufstieg. Das Leben in der ersten Jahreshälfte von 1914 erscheint uns heute wie ein Idyll.



Max Frieze: Armierungsbataillon beim Ausmarsch aus dem Quartier

Kreuznach: Großes Hauptquartier

Inge von Wiese

Meine Mutter zog 1916 nach Kreuznach. Ich hatte daher das Glück, das Große Hauptquartier mit zu erleben. Es ist klar, daß wir alle damals vollkommen unter dem tiefen Eindruck standen, an dem Ort zu leben, in dem für eine kurze Weile die Fäden des großen Krieges zusammenliefen. Ich war damals erst 11 Jahre alt, habe aber, weil ich in so lebendige Beziehung zu dem gewaltigen Geschehen trat, eine sehr deutliche Erinnerung an diese Zeit. Freilich besinne ich mich nur auf solche Vorkommnisse, die einem mit 11 Jahren den meisten Eindruck machen.

Die Schule war vollkommen Nebensache geworden. Auch die Pünktlichkeit zu Haus wurde recht mangelhaft. Wie oft mußte meine Mutter stundenlang mit dem Essen warten, bis wir glücklich aus der Schule kamen. Warum? Weil wir auf der Straße aufgeschnappt hatten, daß die Ankunft einer hohen führenden Persönlichkeit angekündigt war. Und wir warteten — — warteten — — auf dem Bahnhof oder auf der Straße eine Stunde, zwei oder auch drei Stunden; jedenfalls immer so lange, bis der Betreffende ankam: Mackensen, Richthofen, der Kaiser Karl mit der Kaiserin Zita oder gar der türkische Sultan und Enver Pascha. Es war alles interessant und furchtbar spannend.

Ramen wir morgens zu spät in die Schule, lag es daran, daß wir jeden Morgen regelmäßig Hindenburg und Ludendorff auf ihrem Weg zu dem Generalstabsgebäude treffen mußten. Wenn nun die beiden nicht genau zu der üblichen Zeit uns auf dem Schulweg entgegenkamen, standen wir so lange an der Ecke, bis wir ihnen Guten Morgen sagen konnten. Alle Mädchenschulen Kreuznachs waren verantwortlich dafür, daß täglich frische Blumen in den Zimmern der Heerführer standen. Wir wechselten uns schulen- und klassenweise ab. Ich weiß genau, daß wir uns sehr ehrfurchtsvoll in ihren Zimmern bewegten, meistens auf Zehen schlichen und nur flüsterten, wenn wir die Vasen auf den Schreibtisch stellten.

Den 2. Oktober 1917 kann ich auch nicht vergessen. Es war der Tag, an dem der Generalfeldmarschall 70 Jahre alt wurde. Wir hatten selbstverständlich schulfrei und standen den Weg von seiner Wohnung zum Bürobblumenstreuend Spalier. Pünktlich, wie jeden Tag, kam der General die Straße entlang, nur noch ernster als sonst.

Die Nacht darauf war wieder erhöhte Fliegeralarmbereitschaft. Wir wußten es schon genau, immer an Festtagen, Weihnachten, Kaisers Geburtstag usw. versuchten die Franzosen uns zu besuchen. Auch am 2. Oktober 1917 setzte pünktlich um Mitternacht der erwartete Fliegeralarm ein. Am Tag hatten wir dabei niemals Angst, aber nachts war es uns doch manchmal etwas gruselig, wenn wir aus tiefem Schlaf geweckt wurden von den endlos lange heulenden Sirenen. Aber jede Angst war sofort verschwunden, wenn unsere Mutter uns in selbstverständlicher Ruhe und Beherrschung aus den Betten

holte, um uns für den Keller fertigzumachen. Sie ging an den Tagen, wo ein Angriff in Aussicht stand, gar nicht erst zu Bett, sondern wartete erst die Zeit ab, in der gewöhnlich die Flieger kamen. Wir hatten nämlich keinen bombensicheren Keller in unserem Haus und mußten darum immer erst durch den Garten in das Nebengebäude gehen. Das war ein großes Hotel mit riesigen tiefen Weinkellern. Dort wurden mein kleiner Bruder und ich auf die übermannshohen Weinfässer gesetzt. Wir beiden sahen dann in unseren Regenkapuzen wie die Münchener Rindl aus. In dem Hotel war zu dieser Zeit die Eisenbahnabteilung des Großen Hauptquartiers untergebracht. Die Besatzung dieses Hauses war natürlich mit in dem Keller, und die Offiziere spielten immer mit uns Käsekraten, Calerdrehen usw. Damit vertrieben sie uns nett die Zeit. Auf dem Weg von unserem Haus zu dem Keller sahen wir meist die weißen Lichtkegel der Scheinwerfer am Nachthimmel tanzen, und auf den umliegenden Bergen flammten wie ein roter Kranz, mit kurzem, fast hellem Knall, die Mündungsfeuer der Flakbatterien auf. Morgens um ½7 Uhr mußten wir schon wieder zur Schule aufstehen. Das wurde uns nach einer solchen Nacht natürlich sehr sauer. Wir hofften dann im Stillen, daß während einer recht wichtigen Schulstunde die Sirenen wieder heulen möchten. Oft ging dieser schwarze Wunsch in Erfüllung. Manch eine französische Übersetzung oder eine angefangene Rechenaufgabe blieb liegen. Wir mußten wieder in den Keller.

Ebenso wie heute in der Schule mit Zigarettenbildern getauscht wird, trieben wir damals einen schwunghaften Handel mit selbstgesuchten Granatsplintern. Fein, was? Am begehrtesten waren immer die Verschlussringe der Granaten. Zum Glück sind die feindlichen Flieger niemals dazu gekommen, Bomben über Kreuznach abzuwerfen. So famos war unser Fliegerabwehrdienst organisiert. Die Granatsplinter stammten von unseren eigenen Flakbatterien.

Der Kaiser ging jeden Tag mit seinen niedlichen schwarzen Dackeln spazieren. Auf die hatte es mein Bruder und ich schon lange abgesehen. Endlich trafen wir ihn einmal, nur von seinem Adjutanten begleitet, in den Anlagen. Kein Mensch war sonst weit und breit zu sehen. Wir traten wie immer an den Rand des Weges, machten Front und grüßten. Kaum war der Kaiser etwa 10 Meter vorbei, kamen die Dackel angewurzelt. Six ergriffen wir jeder einen auf den Arm, um mit ihnen zu spielen und ihnen eine damals sehr kostbare Wurstpella zu geben. Leider fingen die Biester laut an zu bellen. Sofort drehte sich der Kaiser um und rief uns etwas zu. Mein Bruder und ich schmissen die armen Dackel in hellem Entsetzen auf den Riesweg, machten ruckzuck kehrt und türmten im Galopp, verfolgt von lautem Gelächter.

Einen Freund hatten wir auch, der hieß Saschnir Pascha, und war türkischer Militärbevollmächtigter im Großen Hauptquartier. Wir betrachteten ihn schon lange von weitem mit scheuer Bewunderung. Erstens, weil er fast kaffeebraun war, zweitens, weil er ein richtiges rotes Fez zu seiner sonst feldgrauen Uniform trug und drittens hatte er einen suppentellergroßen märchenhaft funkelnden Ordensstern auf der Brust. Er war eben ein richtiger Musel-

man, das allein schon war ein großer Reiz für uns. Ich weiß nicht mehr genau, wie, jedenfalls hatten wir eines Tages mit ihm angebändelt und er wurde unser Freund. Einmal trafen wir ihn, als wir mit unserer Mutter spazierengingen, er grüßte sie und meinte: „Ach, gnääädie Frau, das niedliches kleines Kinderchen sind Ihnen?“

Ich habe nun in ein paar kleinen Skizzen erzählt, wie mich als Kind die Ereignisse in meiner Umwelt beeindruckt haben. Vielleicht wundern Sie sich, daß ich mich, neben anderen, so lebendig an kleine und unbedeutende Begebenheiten erinnere, und daß diese mir scheinbar den größten Eindruck gemacht haben. Aber Kleinigkeiten gestalten das Bild in unserem Gedächtnis erst bunt und plastisch. Auch wir wußten damals schon genau, worum es ging. Wir Kinder standen oft auf den Bergen über der Nahe und lauschten an klaren Herbsttagen ernst nach Westen, von dort klang fern ein dumpfes Grollen: das Geschützfeuer der Westfront. Wir wußten, in diesem Feuer liegen unsere Väter und halten die Front.

Entgegen unserer sonstigen Art gingen wir dann schweigend nach Hause.

Vor allem wenden wir uns an das gewaltige Heer unserer deutschen Jugend. Sie wächst in eine große Zeitwende hinein, und was die Trägheit und Gleichgültigkeit ihrer Väter verschuldete, wird sie selbst zum Kampfe zwingen. Die deutsche Jugend wird dereinst entweder der Bauherr eines neuen völkischen Staates sein oder sie wird als letzter Zeuge den völligen Zusammenbruch, das Ende der bürgerlichen Welt erleben! Adolf Hitler

Thingspiel, das Spiel der völkischen Gemeinschaft

Von Walter Kühn

Die ersten Thingspiele haben in Deutschland stattgefunden. Preisauszeichnungen in Zeitungen sollen die Wirkung des Spieles auf die Zuschauer, -hörer erbringen. Aus den Einsendungen der Preisbewerber will man versuchen, begangene Fehler zu erfahren, um diese späterhin zu vermeiden und vielleicht auch neue Wege der Gestaltung aufzufinden. Die „Schlesischen Monatshefte“ wollen das Ihrige mit dem folgenden Aufsatz beitragen.

Waldemar Glaser

Als nach dem großen Kriege der jüdische Geist der Zersetzung seinen Siegeszug in das deutsche Kulturleben antrat, die Bühne zum Bordell wurde und das Drama immer mehr dem Schauspiel der tausend süßen Beinchen wich, da spielten auf sackelerhellten, nächtlichen Waldwiesen junge Menschen der deutschen Jugendbewegung den „Totentanz“. Während das Gift der Entartung von den Brettern, die einmal die Welt bedeuteten, und von der neueren Erfindung, der flimmernden Leinwand des Kinos, unaufhaltsam in die Massen träufelte, während unzünftige Anzeigen und Plakate zu Gier und Genuß aufpeitschten und langsam die deutsche Seele verfaulte, suchten schweigend und in sich gekehrt die Gruppen der bündischen Jugend durch die Dunkelheit den Weg zu ihren Zelten. Wortlos wickelten sie sich in die Decken und warfen sich aufs Stroh. Die Wache saß am Feuer und starrte in die rote Blut, und wenn ihr die Augen heiß wurden, sah sie in die finstere, kalte Nacht.

Lange konnten diese jungen Menschen nicht einschlafen. Alle waren ergriffen, im Innersten aufgewühlt, denn ob in dem Spiel des fränkischen Dichters Weismantel der Tod den Soldaten, den König oder das Mädchen rief, wem immer er auch mit seiner Flöte zum Tanz aufspielte, die Einsamkeit der nebligen Wiesen und Wälder vermochte Spieler und Zuschauer nicht darüber hinwegzutäuschen, daß hinter ihnen in den Städten die unerbittliche und grausige Wirklichkeit herrschte. Immer klarer war es ihnen geworden, daß es gerade diese Wirklichkeit war, die sie spielten. Leidenschaftlicher und beseelter war dadurch nur das Spiel geworden, immer mehr die Spannung der Zuschauer gewachsen. Seltsam nur: ein mittelalterliches Stück. Langsam verstanden sie: der Dreißigjährige Krieg. Dann wußten es alle, der Weltkrieg war noch nicht zu Ende.

Mit der Erkenntnis aber wuchs der Widerstandswille, die Ablehnung alles Undeutschen.

Während die anderen das Paster verherrlichten, im Ehebruch die Manifestation der neuen menschlichen Freiheit feierten, nicht mehr den Mörder, sondern den Ermordeten schuldig sprachen, als vorsätzlich und systematisch die Grundlagen der Moral erschüttert wurden, als Kultur zur Unkultur zu werden drohte, die Gottlosenbewegung marschierte und aus der Reichshauptstadt ein modernes Sodom und Gomorrha machte, zog die Spielschar

Haas Verkoms in die Säle der Städte und erfüllte durch ihr Christ-Geburts- und Paradeisspiel die Menschen mit neuem Glauben. Jetzt waren es nicht nur die jungen Menschen der deutschen Jugendbewegung allein, welche diesen Spielen mit innerster Anteilnahme folgten, sondern auch weite Kreise bürgerlicher Volksschichten, die erschauernd in den Abgrund geschaut hatten, welcher sich vor dem Volke aufthat. Es waren auch diesmal keine Spiele harter Wirklichkeit, sondern Spiele aus alter deutscher Vergangenheit, die in zeitgemäßerer Form zu neuem Leben erweckt wurden, aber sie waren der deutschen Seele im Innersten vertraut. Neue Hoffnung entfachten sie in den Herzen der Verzagten.

Nun war es zum deutschen Märchenspiel nur noch ein Schritt. Der Maler Walther Blachetta tat ihn, reiste spielend durch Deutschland. Das Laienspiel ging seiner Blütezeit entgegen. Die volkshaftern Fastnachtschwänke Hans Sachsens, die vorher fast ausschließlich das Spielgut der Volksspielbewegung ausgemacht hatten, traten mehr und mehr in den Hintergrund. Ganz verschwanden sie nie. Noch heute gespielt, werden sie in ihrer derben, herzhaften Ursprünglichkeit auch in Zukunft immer wieder Lachen und Frohsinn verbreiten. Dem Ursprung der neuen Volksspielbewegung entsprechend, war es nicht verwunderlich, daß Volkslied und Volkstanz sie begleiteten. Politische Parteien und kirchliche Vereine griffen Ideen und neue Lebensformen der aus dem Wandervogel hervorgegangenen bündischen Jugendbewegung auf und versuchten sie mit ihren Zielsetzungen in Einklang, oder noch besser, in Zusammenhang zu bringen. So groß war der Zauber und die Macht dieser romantisch anmutenden Volksspielbewegung, daß ein Mann rauhester Wirklichkeit, wie der Baltikum- und Freiheitskämpfer Oberleutnant Koszbach, sie aufgriff und in der von ihm geführten Schilljugend diesen geistigen und seelischen Aufbruch deutschen Volkstums mit vorwärtstrug.

Als 1923, im Jahr des Billionenwahnsinns und stärkster Zerrüttung unseres Volks- und Wirtschaftslebens, die „Neue Schar“, eine Gemeinschaft junger Handwerker, Künstler und Studenten durch das damals rote Thüringen und Sachsen wanderte und vor den Toren der Städte vor und mit Kindern und Erwachsenen spielte, läuteten überall die Glocken. Ihr Führer Muck Lambert verkündete in überfüllten Kirchen, von der Kanzel, den Aufbruch des neuen deutschen Menschen.

Die Stabilisierung der Mark und die durch weitgehende politische Zugeständnisse (Locarnopakt, Dawes- und Youngplan) wieder gekittete Macht des Parteienstaates gab den internationalen, volksfeindlichen Mächten noch einmal die Gewalt und die Möglichkeit der Fortsetzung ihrer verderblichen Kulturpolitik, die ihren Gipfel wohl in den Tagen erreichte, als vor einem dem frommen Zentrum angehörenden deutschen Reichskanzler und Reichspräsidentenwahlkandidaten der Nigger Johnny des Tschechen Krenek auf seiner gestohlenen Geige aufspielen durfte. Während auf der Bühne Bronnens „Vatermord“ raste und Herr Brecht seinen Bänkelsang der Dreigroschenoper orgelte, gewann das Laienspiel im Volk ständig an Boden, bekam die Form eines neuen Volksspiels immer mehr Gestalt.

Nicht die Bühnenausstattung, Kulissen und Kostüme, keine akustischen Apparaturen und Beleuchtungseffekte gaben ihm den Erfolg, sondern die aus dem Herzen kommende und zu Herzen gehende Sprache, die schlichten, aber sinnhaften Worte einfacher Menschen, die Hingabe an das Spiel und die aus ihr kommende Natürlichkeit des Ausdrucks, der Haltung und der Gebärde.

Es ist etwas Zeitloses um diese Spiele. Der Ort der Handlung ist gleichgültig. Sie wirken, ganz gleich, ob sie auf einem freien Platz oder auf einer aus bunten Tüchern hergestellten Stilbühne aufgeführt werden. Mittelpunkt bleibt immer der handelnde Mensch. Ihre Sprache und die Beweggründe ihrer Handlung scheinen jederzeit Geltung zu haben.

Als der Kampf um das neue Reich entbrannte, verlagerte sich der Schauplatz des geistigen Ringens um den deutschen Menschen in die Versammlungssäle, die Massenkundgebungen und die Wahllokale. Wieder war es das Wort, das in immer schärfer ausgeprägter Form seine Macht auf die Menschen ausübte, das blanke, jeden Spiels entkleidete Wort. Die Zunahme an Heftigkeit des politischen Kampfes brachte eine erhöhte Steigerung der Eindrucksfähigkeit des Wortes durch den in rhythmischer Bewegtheit gesprochenen Sprechchor. Er wurde Anruf, Verlangen, Aufforderung und Bekenntnis.

Eine seiner besonderen Aufgaben war es, die Ausführungen der Einzelsprecher wirksam zu unterstreichen. Dieses Zusammenwirken, zu dem noch das politische Kampflied trat, schuf langsam die Perspektiven einer neuen Art des Spiels, des chorischen. Das Aufmarschspiel begann zu entstehen. Der Einzug der Fahnen und der Fahnengruß gehörten zu seinen ersten sichtbaren, spielartig nutzbaren Elementen.

Eine der vornehmsten Aufgaben des Aufmarschspiels sollte in der Mitgestaltung der großen Volksfeiern des neuen Reiches bestehen; des Festes der Jugend (Sonnwendfeier), des Tages der Arbeit (1. Mai) und des Erntedankfestes. Trotz einiger im einzelnen gelungener Ansätze blieb das Aufmarschspiel in seiner Entwicklung stecken. Keines der bisher erschienenen derartigen Spiele dürfte den an ein solches zu stellenden Anforderungen entsprechen.

Aus den Elementen des bis zu einer gewissen Reife gediehenen Laienspiels und des noch in den allerersten Anfängen stehenden chorischen Aufmarschspiels wuchs die Idee einer neuen Spielform, des Chingspiels. Beide sinnvoll vereinigt, sollten das Spiel der völkischen Gemeinschaft begründen.

Eins stand von vornherein fest, der Schauplatz dieser Spiele konnte niemals das auf uns überkommene bürgerliche Theater sein. Die Oper und das Theater mit seinen drei Rängen, rotem Samt und Plüsch, Goldborten und Silbertroddeln, galonierten Logenschließern, dem Heldentenor und der jugendlichen Maiden, waren ja gerade das, was das Volksspiel, aus den tiefsten Gründen seiner Seele heraus, ablehnte. Die Wahrheit sollte an die

Stelle der inneren Verlogenheit treten. Draußen unterm Sternenhimmel sollte der Spielplatz des freien Volkes sein. Natur und Kunst sollten in reiner Harmonie ineinanderfließen und den gewaltigen Eindruck schaffen, der ein ganzes Volk packt und zusammenschließt.

An schönen landschaftlichen und historischen Stätten werden daher diese Thingplätze errichtet. Die Kultstätten des neuen Reiches aber baut die deutsche Jugend im Freiwilligen Arbeitsdienst. Der materialistische Geist der Arbeit wird hier gebrochen. So schrieb auch der Reichsarbeitsführer Konstantin Hierl an Reichsminister Dr. Goebbels:

„Für den Geist, den der Arbeitsdienst in unserer Jugend zu wecken berufen ist, erscheint es mir besonders erwünscht, wenn seine Kräfte neben der vordringlichen Vergrößerung unserer Ernährungsbasis auch Aufgaben durchführen, die so eindrucksvoll die große Vergangenheit unserer Geschichte mit der Gegenwart verknüpfen, wie dies die von Ihnen geplanten Thingplätze tun.“

Am Tage der Fertigstellung eines Thingplatzes wird ein von dem Arbeiterdichter Max Barthel geschriebenes Weihespiel aufgeführt, in dem der Arbeitsdienst gemeinsam mit den am Bau des Platzes Beteiligten, der Hitlerjugend und damit der deutschen Zukunft, die Weihestätte übergibt. Die Namen der Arbeitsdienstkameraden, die an der Schaffung der neuen Kunststätte mitwirkten, werden sichtbar, für alle Zeiten, an einer dafür geeigneten Stelle angebracht. Jeder von ihnen erhält ferner einen Abdruck des Spiels mit dem Bild und der eigenhändigen Unterschrift des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Goebbels zur Erinnerung.

Am 1. Mai 1934 konnte der erste Thingplatz auf den Brandbergen bei Halle feierlich seiner Bestimmung übergeben werden. Am 5. Juni wurde dort als erstes Spiel auf einem Thingplatz in Deutschland „Neurode“ von Kurt Heynicke aufgeführt. Die NSG. Kraft durch Freude, Schlesien, Amt für Volkstum und Heimat, veranstaltete vom 16. bis 23. September eine Festspielwoche in der Breslauer Jahrhunderthalle und brachte das Spiel, dessen Handlung in unserer Heimatprovinz spielt, vor vielen Tausenden von Besuchern zur Aufführung.

Ist „Neurode“ nun ein Thingspiel, wie wir es erwartet haben?

In dieser Form: **N e i n !**

„Neurode“ war für die breiten Massen wohl eine gewisse Sensation: es war etwas Neues. Für uns junge, geistig-schöpferische Menschen war es eine Enttäuschung.

Sein Hauptmangel war ein immer wieder eintretendes Stagnieren, seine geringe Dynamik, die der Chor noch störend unterbrach und dadurch weit eher eine Abschwächung als eine Steigerung erfuhr. Die dramatische Steigerung, die durch die Einzelspieler an einigen Stellen gut einsetzte, wurde immer wieder verbogen und herabgemindert, ohne auch nur einmal zur

Entladung ihrer angesammelten Energien zu kommen. Die Ursache dafür ist nicht allzu schwer zu finden. „Neurode“ war eigentlich kein Thing-, sondern ein in Szene gesetztes Junkspiel. Ein solches aber erfordert einen grundsätzlichen Umbau. An diesem hat es bei „Neurode“ offensichtlich gefehlt. Besonders charakteristisch dafür erscheint mir die Szene, in der die Notgemeinschaft gegründet wird. Aus dem Lautsprecher gehört, müssen sich die Stimmen gegeneinander absetzen und wirken bei guter Kontrastierung, auch wenn sie hintereinander folgen, geschlossen bildhaft, jedenfalls klarer und verständlicher, als wenn durcheinander gesprochen wird. Eine Aufführung auf offener Bühne nach dem Junkmanuskript ließ, wie bei „Neurode“, die vielen einzelnen der Reihe nach vortreten und ihre Zeichnungserklärungen vorbringen. Der Chor stand dabei unbeweglich, ohne Ausdruck jeglicher Anteilnahme. Es war zum Sähen langweilig.

Völlig undramatisch (Dramatik ist die Seele jeden Spiels) war vor allem der Anfang. Nach Aufstellung des Sprechchors machten zwei Chorführer in schönen Worten lange und allgemeine Ausführungen über Heimat, Blut und Boden, Sprache, Vaterland, Jugend, Tugend, Seele, Kunst und alle möglichen abstrakten Begriffe, die ja durch das Spiel erst Gestalt bekommen und konkret werden sollten. Die Tendenz wurde herausgekehrt und, was noch unkünstlerischer ist, vorweggenommen. Predigten gehören nicht an den Anfang eines Spiels. Sie waren auch für dieses völlig belanglos und hielten unnötig auf. Sie wirkten belehrend! Dadurch wurde der Sinn des Spiels nicht erfüllt. Die Erklärungen der beiden Chorführer war die typische Exposition eines Junkspiels, wie sie 1933 noch allgemein Brauch war, heute aber vollständig überholt ist. Noch unglücklicher wirkten die Sprechchöre, wenn man hier von Chören überhaupt reden darf. Es war fast immer dasselbe, was der Chor vortrug.

Der Aufmarschsprechchor war auch der Abmarschsprechchor. Abgewandelt und stückweise wurde er obendrein noch während des Stückes wiederholt. Nicht genug damit, wurde die Handlung selbst noch durch denselben Chortext beschlossen, der nicht nur im Anfang aufklang, sondern überdies noch zweimal im Stück wiederholt wurde und dadurch eine gewisse Monotonie schuf. Da die Musik den Auf- und Abmarsch des Chores nahezu völlig erstickte, so daß nur einzelne Worte durchdrangen, wurde das ewige Einerlei zum Glück nicht noch spürbarer, als es ohnehin schon der Fall war.

Ein Spiel, welches ebenso anfängt, wie es aufhört, das war neu und einzigartig. Wir wollen hoffen, daß dieses Neue einzigartig bleibt. Hinzu trat noch, daß die Sprechchorregie der belehrenden Tendenz der bereits erwähnten Chorführertexte scheinbar nicht nachstehen wollte. Mit voller Lungenkraft ließ sie viermal im Spiel den Chor in den Ruppelbau hinaus-schreien: Volk! Du selber — bist der Glaube! Volk! Du selber — bist der Sieg! Wie wirkungsvoll wäre es gewesen, wenn diese Worte nicht so oft, aber an der passenden Stelle ganz ruhig, aus einfacher Überzeugung kommend, langsam und bewußt gesprochen worden wären. Textlich unzu-

länglich war der Sprechchor auch bei der Schilderung des Grubenunglücks, das auch durch rhythmische Bewegungen des Chores (für eine solche unvermittelte, an modernes Tanzspiel gemahnende Darstellung war der Stoff zu ernst) nicht anschaulicher und überzeugender gestaltet werden konnte. Die mit nur 23 Mann besetzte Musik hat die ihr hier gestellte Aufgabe nicht restlos bewältigt, und doch war hier ihr stärkster Einsatz gegeben. Von ihr versprach uns das Programm, daß sie in diesem Stück neue, noch nicht gegangene Wege beschritten habe. Wer die moderne Musik des Funkspiels kennt, für den war die gebotene Art der Musik durchaus nichts Neues. Um einmal deutlich herauszustellen, was unter neuen, noch nicht begangenen Wegen verstanden werden kann, erinnere ich an die Musik des Breslauer Komponisten Ernst August Bölkel, die er im März 1934 für die in der Stunde der Nation zur Aufführung gelangte Sendung „Der Arbeiter und das Reich“ geschrieben hat. Den Rhythmus des Maschinenalters aufnehmend, ließ sie in dieser Untermalung zwischen den in sie eingebauten sieben schlagartigen programmatischen Sprechchorätzen (von „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ bis „Nur die Diktatur des Proletariats kann die Arbeiterklasse retten!) Arbeiterliedmelodien von der Internationale bis zur Warshawianka und der bolschewistischen Revolutionshymne „Auf die Barrikaden“ aufklingen und gab so im Verein mit Sprechchören ein Wort- und Tongemälde der Entwicklung einer siebenjährigen Arbeiterbewegung.

Was an Heynickses „Neurode“ wirklich groß ist, das ist die geschichtliche Idee der Grubennotgemeinschaft. Diese Idee aber erkannte nicht Heynicks, sondern ist das Verdienst unseres Gauleiters und Oberpräsidenten Helmuth Brückner, der als erster seine ganze Tatkraft einsetzte, die seinerzeit ohne Schuld der Belegschaft stillgelegte Grube wieder zu neuem Leben zu erwecken. Ihr entsprach auch vollkommen das ausgezeichnete Bühnenbild, welches die Grube eindeutig und bestimmt in den Mittelpunkt des Schauplatzes der Handlung stellte, einer Handlung, die dramatisch stärker zu gestalten Aufgabe von Heynicks gewesen wäre. Vor allem wies die Handlung, und das scheint mir das spielerisch Bedeutsamste an ihr zu sein, einen Ansatz auf, vor dem Heynicks allerdings versagte, das ist der Ansatz zum Massenspiel. Der Zusammenstoß zwischen den Vergleuten von Neurode und den Arbeitern aus Hausdorf hätte, kollektivistischer gestaltet, uns eine neue Spielform gebracht, vor dem das Funkmanuskript verblaßt und aus dem ein gewaltiges Thingspiel aufgegangen wäre. Leider beschränkte sich die in sich stärkste dramatische Elemente bergende Auseinandersetzung nur auf die Wortführer. Die Massen unterstrichen nur deren Worte. Der Aufzug der Hausdorfer wirkte durch einen einfachen Regiefehler nahezu komisch. Die Kennzeichnung ihres Wortführers durch einen langen Stab ließ zusammen mit den Arbeitern, die ihre Jacken über die Schultern geworfen hatten, bei dem müden Auftritt derselben leicht den Eindruck entstehen, daß es sich um Hirten handele, die sich aus einem Weihnachtsspiel verlaufen hätten. Zum Schluß mußte durch das Erscheinen des Fremden die dramatische Steigerung ihren Höhepunkt erreichen. Durch nochmalige langatmige, gar

nicht mehr notwendige Auseinandersetzungen mit dem Versteigerer und dem Syndikus wurde diese nicht erzielt. Diese sind in ihrem Wesen auch nicht nationalsozialistisch. Der Fremde mußte sofort das bringen, was der Nationalsozialismus gebracht hat, die Tat. Die neue Fahne mußte er vorerst noch unsichtbar mitbringen und auf der Grube aufziehen, nicht aber erst vom Gerüst herabsteigen, eine Pause eintreten zu lassen, sie irgendwo zu suchen und hochzuheben. Das Wort „Deutschland“ sollte weniger gesprochen werden und mehr zu erfühlen sein. Es ist uns viel zu heilig, als daß es durch zu häufigen Gebrauch zu einer alltäglichen Redensart wird, bei deren Ausspruch sich mancher zuletzt nichts mehr denkt. Noch schlimmer aber ist es, wenn eines unserer innigsten und schönsten Volkslieder wie „Rein schöner Land in dieser Zeit“ von Heynicke zu einer Eierkastenmelodie gemacht wird. Wir jungen deutschen Menschen werden es nie verstehen können, daß dieses ungehindert bei der Funksendung, bei der Aufführung in Halle, in der Jahrhunderthalle und bei der Drucklegung des Textes geschehen konnte.

Zusammenfassend muß festgestellt werden, daß in Heynicks „Neurode“ die Chöre nicht die Träger der Handlung waren, sondern die Einzeldarsteller. Die Chöre waren bei ihm nur entbehrliches Beiwerk, die keine dramatische Steigerung brachten, sondern durch anhaltende Wiederholung ihrer programmatischen Sätze nur die Dynamik des Geschehens beeinträchtigten. Vielfach funktionslos, lenkten sie durch teilnahmsloses Herumstehen den Zuschauer nur von den wirklichen Spielern und damit von dem eigentlichen Vorgang ab. Heynicks „Neurode“ als chorisches Spiel, noch dazu als erste Leistung auf diesem Gebiete anzusprechen, ist daher völlig verfehlt.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, die Sprechchorfrage in dem zweiten Chingspiel des Jahres, in Richard Euringers „Deutsche Passion 1933“ zu betrachten, die Ende Juli bis Anfang August anlässlich der Heidelberger Festspiele wiederholt zur Aufführung gelangte. Euringer verwendet in der Hauptsache Typen und Gruppen. Mit Sprechchören geht er sehr sparsam um. Ihre Texte sind vorbildlicherweise weniger darauf abgestimmt, allgemeine Schlagzeilen zu formulieren und den Zuschauern in den Kopf zu hämmern, als die Handlung vorwärtszubringen. Nur der Kinderchor, der sich dreimal wiederholt (derselbe Fehler wie bei Heynicke) fällt peinlich auf, da er sich in seinem dünnen, klagenden Ton zu stark von der wichtigen soldatischen Handlung abhebt. Die letzten zwei Zeilen: „Herd. Und kein Brand. Und kein Vaterland“ sind für Kinder ungläubhaft und beeinträchtigen die Wirkung der ersten zwei. Unmöglich war auch die Gestalt des Pfarrherrn: „Still, Kinder, der Fall ist erledigt. Es ist genug gepredigt.“ Seine späteren Worte: „Ihr seid nicht Verbrecher, Proleten. Ich streit nicht mit eurer Konfession. Los! An die Arbeit! Dann wird euch Lohn“ wirkten weniger ausgleichend, als antreiberisch. Auch der kleine Regiefehler fehlte ebensowenig als bei Heynicke. Hier war es der Kriegskrüppel, der auf zwei Stelzen, in den Schultern eingefallen, in die Szene humpelte und

nachher beim Ausbruch des Volkes sich in seinen Krücken aufrichtete — und nun trauten wir unseren Augen nicht —, frei ohne Stützen über die offene Szene ging und freudig mit emporgestreckten Krücken in den Büschen verschwand.

Abgesehen von einigen schwachen Stellen ist Euringers Sprache stark und bildhaft, wenn sie auch manchmal zu sehr ans Banale streift, zuweilen auch journalistisch wirkt. Die Totenszenen sind dichterisch-visionär. Der böse Geist ist eine ungewöhnliche Leistung. Eines nur wirkte befremdend. Euringer war weit stärker in der Schilderung der Zersetzung, als in der des Aufbaus. Der Teil, in dem sich der völkische Aufbruch vollzog, fiel beängstigend spürbar gegenüber der unerhörten Schilderung des Chaos ab. Da die Thingstätte auf dem Heiligenberg noch nicht fertiggestellt war, mußte die Aufführung im Schloßhof stattfinden, der in seiner nächtlichen Romantik dem gespielten „Sommernachtstraum“, den „Räubern“ und dem „Söz von Verlichingen“ einen passenderen Rahmen gab, als dem harten Zeitbild der Passion. Auch diese kam vom Funk, der bahnbrechend auf das Thingspiel einwirkte. Auch bei Euringer besteht noch die Notwendigkeit einer gründlichen Umarbeitung so mancher spielerisch unwirksamen Stelle.

Als bezeichnendes Beispiel einer solchen eigentümlich funkischen und zugleich für ein Thingspiel sprachlich und künstlerisch wertlosen mag folgendes gelten:

- Prolet: Süht und mahlt und walz und schreckt,
 Wer sich nicht reckte, der verreckt.
- Pfarrherr: Der trägt's nicht, der immer nur nörgelt und harmt.
- Bürger: Und wer nicht verschwendet, endet verarmt.
- Unternehmer: Suß! Vorsicht! Achtung! . . . Süß!!!
- Alle: Es lebe der Überfluß!

Das Wortbild des Süßes ist ausgesprochen funkisch. In diesem kann es auch durch Geräusche untermalt werden, daß es gegenständlich und eindrucksvoll wirkt. Anders auf der Bühne. Von „Verschwendung“ und „Überfluß“ hätte Euringer bei der Darstellung der völkischen Arbeitsgemeinschaft und des Wirtschaftsaufbaus besser nicht sprechen sollen.

Was in der Passion vermieden werden sollte, das sind die Pausen zwischen den sechs Episoden. Die Einheit nicht allein des Ortes, sondern auch der Handlung sollte im Thingspiel möglichst gewahrt werden. Der Eindruck darf nicht unterbrochen, sondern muß bis zum Ende fortlaufend gesteigert werden, denn im Thingspiel soll der Mensch weniger unterhalten, als erfaßt und geformt werden. Es soll kein Spiel der Gesellschaft, sondern ein Spiel der Gemeinschaft sein.

Aufgaben der schlesischen Volkskunde

Von Walther Steller

Kulturausbreitung ist das Rückgrat der Zukunftspolitik. Das Schicksal der deutschen Ostlande entscheidet sich im Kampfe der Kulturen; in seinem Brennpunkt liegt Schlesien. Das Geschick der ostdeutschen Grenzgebiete aber wird das Zukunftschicksal Deutschlands bestimmen.

Schon dreimal hat deutsches Ostland das Schicksal Deutschlands entscheidend gestaltet: in der gewaltigen Siedlung des 11., 12. und 13. Jahrhunderts auf dem alten Germanenboden der Vandalen und Silingen, der Markomannen und Quaden, in der Formung der alle Deutschen verbindenden und einenden neuhochdeutschen Schriftsprache, die von dem deutschen Prag ihren Ausgangspunkt genommen hat, und in der Befreiungstat von 1813. Der Schlesische Volkskunde erwächst hier naturhaft die hohe Aufgabe, mitzuarbeiten an der Erforschung und Erkenntnis, an der Pflege und Behauptung deutschen Volkstums in Schlesien.

Volkskunde ist die Erforschung und Pflege eines rassisch-stammesmäßig gegebenen Volkstums. Schlesiische Volkskunde hat es daher mit dem gesamten Bereich der schlesiischen Volkskultur zu tun. Ihr Forschungs- und Betreuungsgebiet ist der gesamte schlesiische Volks- und Kulturboden, das heißt Großschlesien. Auch der Volkswille jener Menschen, erwachsen auf der Grundlage ihres Stammesempfindens und ihrer Volkssprache, ist schlesiisch-deutsch. So liegt jede Betätigung wissenschaftlicher Volkskunde im Sinne des „Rechts“, das der Feind sich ausbedungen, im Sinne des „Selbstbestimmungsrechts“ der Völker.

Gegen Vertrag und Recht und gegen ihren bekundeten Willen sind Teile des deutschen Volkes losgerissen worden, und wenn ein sogenanntes Minderheitenrecht versprach, die kulturelle Eigenart innerhalb der fremdvölkischen Staatsgrenze zu achten und zu wahren, so sehen wir, wie auch dieses „Recht“ ein Unrecht geworden ist, das anklagend vor dem Weltgewissen steht. Mit allen politischen Machtmitteln ausgerüstet, zerstören die Feindvölker das deutsche Volkstum, verlöschen die Flamme des Heimatgefühls, indem sie die deutsche Sprache verstummen machen, erniedrigen den Kulturwert des Deutschen, indem sie ihn wirtschaftlich zermalmen, ihn entrechteten und entwurzeln. Und die Methoden der sogenannten Kulturvölker, die solchen Kampf führen, erinnern uns an die Zeiten, da das „vae victis!“ gesprochen wurde. Sie verbieten es, eine neuzeitliche Gestaltung des Zusammenlebens von Volk zu Volk zuzugestehen. So steht deutsches Volkstum vor der Grenze im schwersten Lebenskampf um die Erhaltung seiner Art. Hier erwächst der deutschen Volkskunde die zwingende Aufgabe, mitzuhelfen in diesem Ringen. Ihr Forschungsbereich ist das gesamte deutsche Volks- und Kulturgebiet. Deutlich hat das nationalsozialistische Deutschland durch den Mund des Führers seinen Friedenswillen bekundet, es hat nachdrücklichst die Anerkennung fremdvölkischer Eigenart und die

Schätzung andersartiger Kultur bewiesen, aber der Führer hat auch in klaren Worten den Lebensanspruch des deutschen Volkstums erhoben. Deutsche Art darf nicht verlorengehen, wenn nicht die Fülle und die Harmonie des Weltakkordes zerstört werden soll. Der Nationalsozialismus fühlt seine Verpflichtung gegen das eigene Volkstum als eine Verpflichtung der ganzen Welt gegenüber. Unsere deutschen Brüder jenseits der Staatsgrenzen sind die Außenposten des deutschen Volkstums, ihr opferreicher Kampf um die Erhaltung ihrer kulturellen Eigenart sollte im steten Bewußtsein der deutschen Volksgemeinschaft leben. Ihr Ausharren sichert den befriedeten Bestand des Volkstums innerhalb des Staates Grenzen und sollte jeden deutschen Volksgenossen zu verpflichtender Dankbarkeit gemahnen. Denken und Fühlen unserer grenz- und auslandsdeutschen Brüder ist dem größeren Vaterlande zugewandt. Vom nationalsozialistischen Deutschland erhoffen sie die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Und das nationalsozialistische Deutschland schließt sie in seine Betreuung ein. Die Systemregierung hat das Los ihrer Trennung verschuldet, hat der deutschen Jugend verboten, sich um ihr Schicksal zu kümmern. Deutsche Jugend aber konnte nicht anders, als Deutschland dort zu denken, wo deutsches Volkstum lebendig ist. Und auf der anderen Seite haben die Kanonen des Weltkrieges den Auslandsdeutschen wachgerufen. „Deutschland“, so sagte kürzlich ein deutscher Bauer in der Zion, „das war für uns ein kleines Land, da oben irgendwo schmal hingestreckt am fernen Meer. Erst als es im Weltkrieg Jahre hindurch gegen eine Welt siegreich auf Feindesboden stand, bekamen wir einen Begriff von der Größe unserer Heimat und ihrer Kraft. Und nun ist unsere heiligste Sehnsucht dieser Heimat und unserem Volke zugewandt.“

Der Nationalsozialismus errichtet ein neues Denken und Wollen in der Welt: Nicht Unterdrückung, sondern gegenseitige Achtung und Anerkennung und Bereicherung des Volkstums zu einer höheren Stufe der Menschheit, zu einer neuen Form des Völkerlebens.

Aus dieser Sachlage ergeben sich die Aufgaben, die die Gegenwart im Hinblick auf die Zukunftsarbeit an uns stellt, naturnotwendig und zwangsläufig. Sie zeigen sich in dreifacher Gestalt: erstens der wissenschaftlichen Erforschung des schlesischen Volkstums, zweitens der Pflege des schlesischen Volkstums und drittens der werbenden Darstellung und Gesamtchau der schlesischen Volkskultur.

Hiernach richten sich die zu treffenden Maßnahmen und Einrichtungen.

1. Ein Forschungsinstitut für schlesische Volkskunde

Aufgabe des Instituts ist die wissenschaftliche Erforschung der schlesischen Volkskultur. Ihre Eigenart, die Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten ihres Lebens und Werdens gilt es zu erkennen, um so vereint mit dem Ausdrucks- und Gestaltungswillen der Gegenwart die Grundlagen der

Zukunftsentwicklung zu bestimmen. Die Wirksamkeit eines solchen Instituts ist ohne Berücksichtigung und Stärkung des nationalen Gedankens in einem Kampfgebiet der Volkskulturen, wie es Schlesien ist, nicht denkbar. Deutsche Volkskunde als Wissenschaft, in deren Rahmen die schlesische Volkskunde die ihr besonders zufallenden Aufgaben zu lösen hat, ist ihrem Wesen nach nationalsozialistisch; sie ist zugleich die lebensvollste Wissenschaft der Gegenwart.

Für die Gestaltung einer solchen selbständigen wissenschaftlichen Forschungs- und Betreuungsstätte der schlesischen Volkskunde liegen eine Anzahl von Bausteinen vor. Die volkskundliche Abteilung des deutschen Instituts ist in diesem Sinne auszubauen, die volkskundlichen Bestände ihrer Bücherei und sonstiger wissenschaftlicher Hilfsmittel können als Grundlagen für eine zeitgemäße und dem Lebenswert dieser Wissenschaft entsprechende Ausgestaltung genutzt werden. Einen weiteren Baustein bedeutet der wissenschaftliche Unterrichtsbetrieb in seiner Darbietung systematischer und ergänzender Vorlesungen, Seminare und Proseminare, volkskundliche Studien- und Grenzlandfahrten, sowie die Einordnung des Faches als Prüfungsgegenstand. Hier ist über das Bisherige hinaus binnen kurzem zu erreichen, daß das Fach „Deutsche Volkskunde“ bei einem Nachweis genügender wissenschaftlicher Betätigung und selbständiger Leitung als Hauptfach zu bewerten ist. Der heutige Zustand ist rückständig, entspricht in keiner Weise dem Stand und dem Gegenwert dieser Wissenschaft. Gerade unsere schlesische Volkskunde hat durch diese innerlich überholte, aber noch bestehende Fakultätsbestimmung bereits tiefgreifende Schädigungen erlitten. Die geringere Bewertung als „Nebenfach“ entspricht nicht der Einschätzung dieses wissenschaftlichen Gegenstandes durch den Nationalsozialismus, führt aber dazu, daß der akademische Nachwuchs sich nicht voll diesem Fach zuwenden kann, da ihm das erstrebenswerte Ziel der Promotion in diesem Fach versagt ist. So bleibt als Folge hiervon eine große Anzahl von schlesischen Fragen und Aufgaben unbearbeitet, die sich der schlesischen Forschung dringend darbieten.

Die heutige schlesische volkskundliche Arbeit baut auf einer hervorragenden wissenschaftlichen Tradition auf. Der Vater der neueren volkskundlichen Forschung, wie man Karl Weinhold genannt hat, war Schlesier. Er las — wenn auch in Graz — mit dem Titel „Kulturgeschichte des deutschen Volkes“ wohl die erste volkskundliche Vorlesung an deutschen Universitäten. Weinhold gründete im Jahre 1890 in Berlin den „Verein für Volkskunde“, der im folgenden Jahre dann eine Zeitschrift herausbrachte; sie konnte bis auf den heutigen Tag fortgeführt werden. Sie bedeutete die Verwirklichung eines Planes, den bereits Jacob Grimm vorbereitete. Dem vorbildlichen Wirken des Schlesiens Weinhold in Berlin für die Volkskunde folgte bald darauf auch Breslau. Friedrich Vogt gründete die „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ (1894) und veröffentlichte die „Mitteilungen“ der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Seit dem Jahre 1902 steht der Verein unter der Führung meines Lehrers Theodor Siebs, der auch die „Mitteilungen“ herausgibt. Sie liegen heute in 34 stattlichen Jahressbänden vor. Arbeiten,

die seiner Anregung zu danken sind und vor allem Fragen der schlesischen Volkskunde betreffen, sind in der von ihm (zusammen mit Max Hippe) herausgegebenen Reihe „Wort und Brauch“ veröffentlicht. In den weiteren, namens der Gesellschaft durch Theodor Siebs herausgegebenen Reihen „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ und „Schlesisches Volkstum“ finden wir unter anderem die Sammlung „Schlesische Weihnachtsspiele“ von Friedrich Vogt, die durch ihre Fülle kostbarsten Volksgutes und ihre hervorragende entwicklungs-geschichtliche Anordnung überaus anregend gewirkt haben und den Anstoß zur Wiederbelebung dieser alten Spiele auf Kunst- und Volksbühnen gaben. Ein anderes Werk der ersten Reihe enthält die zweibändige vorbereitende Darstellung von Paul Drechsler, „Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien“, und Schlesien kann sich rühmen, in dem gewaltigen Sammelwerk Richard Kühnau das beste landschaftliche deutsche Sagenbuch zu besitzen. Die fünf stattlichen Bände der mythologischen Sagen werden noch durch die beiden Bände der geschichtlichen Sagen Nieder- und Oberschlesiens ergänzt. Die „Schlesische Volkskunde“ von Joseph Klapper nützt zur Erklärung volkskundlicher Erscheinungen des Verfassers Kenntnis mittelalterlicher Verhältnisse und schafft somit eine Darstellung auf kultur-geschichtlicher Grundlage. Diese Beispiele mögen für den Nachweis genügen, daß die schlesische volkskundliche Arbeit auf einer guten Überlieferung ruht. Diese große Tradition im Verein mit den Forderungen und Ansprüchen, die unsere Gegenwart an diese Wissenschaft stellt, verlangen eine selbständige Vertretung und eine selbständige Forschungsstätte. Für die Allgemeinheit dürften noch zwei Namen die besondere Anteilnahme gewinnen. Beide Männer wirkten in Breslau, beide haben sich um die deutsche, im besonderen um die schlesische Volkskunde Verdienste erworben: Gustav Freytag und Hoffmann von Fallersleben. Beide sind vorbildlich für die Art, wie auch heute die wissenschaftliche Arbeit wieder lebendig Anregung und Bestärkung des eigenen Volkstums zu geben hat und wie eine solche Betätigung natur-notwendig eine politische Auswirkung erfährt. So treten auch diese beiden, dem deutschen Volke allgemein bekannten Männer als Werber für unsere Wünsche auf, Forderungen, die sich als notwendig aus der Lage unserer Wissenschaft, dem lebendigen Verlangen unseres Volkstums, der Notlage und der Sendung unseres Grenzlandes Schlesien ergeben.

Sollen wir zum Schluß noch einige Einzelaufgaben nennen, so müssen wir sagen, daß eine zeitgemäße Aufarbeitung des Stoffes fehlt, das heißt eine Bearbeitung, die der weltanschaulichen Grundhaltung des Nationalsozialismus entspricht*) und dem Gesamtgebiet der schlesischen Volkskultur, das heißt dem großschlesischen Volks- und Kulturboden, Rechnung trägt. Jede wahre schlesische volkskundliche Betrachtung hat es naturhaft als Stoff mit dem gesamten Bereich der schlesischen Volkskultur zu tun. Das ergibt sich für die schlesische Volkskunde bereits aus der elementarsten wissenschaftlichen Voraussetzung: der Gänze des Stoffes. So muß auch jede Sonderaufgabe,

*) Sie ist in dem Abriß des Verfassers „Nationalsozialismus und Volkskunde“ vorgezeichnet. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 34, Seite 68 f.

wie etwa eine Darstellung der „Schlesischen Mundart“, der „Schlesischen Hochzeitsbräuche“, der „Schlesischen Volkstrachten“ stets den gesamt-schlesischen Raum berücksichtigen.

2. Ein Pflegamt der schlesischen Volkskultur

Es gehört zum Wesen des Nationalsozialismus, daß jede Erkenntnis dem Leben der Nation zugänglich und ihrem Lebenswillen dienstbar zu machen ist. Für die Volkskunde tritt somit zu der wissenschaftlichen Erforschung die Verpflichtung des Pflegamts hinzu. Altes, das von Nutzen ist, gilt es zu wahren, Neues auf dem Grund guter Überlieferung zu gestalten, schädliche Einflüsse fernzuhalten und lebensstaugliche, aber verdorrte Reiser wieder zu beleben.

Der Zusammenhang zwischen dem Forschungsinstitut und dem Pflegamt ist eng. Die Tätigkeit des Pflegamts ruht auf der wissenschaftlichen Erkenntnis und dem Wert volkskundlichen Gutes. Mir ist bei meinen Fahrten in die Landschaft und bei meinen Vorträgen anlässlich der Organisation der Landesstelle Niederschlesien des deutschen Volkskunde-Atlas oft der Wunsch entgegengetreten, daß es eine amtliche Stelle geben möchte, die verlorengehendes Volksgut in ihre Obhut nimmt. Diese Lücke soll das Pflegamt für Volkskunde ausfüllen. Das Pflegamt erhält die amtliche Befugnis, die Vernichtung von Gütern der Volkskultur zu hindern und über ihre Erhaltung zu wachen. Auch die fördernde Seite des Pflegamts trat als Wunsch bereits mehrfach in Erscheinung. Gerade im letzten Jahr, in dem man sich nach dem nationalsozialistischen Umbruch wieder bewußt der eigenen angestammten und überlieferungsgemäßen Art zuwendet, um aus ihr neue Kräfte des gegenwärtigen aufbauenden Lebens zu gewinnen, sind häufig Fragen an uns herangebracht worden, deren Beantwortung das Pflegamt für schlesische Volkskultur zu übernehmen hätte. Besonders zahlreich wurde nach alten Trachten gefragt, die als Vorlage für eine Neubelebung der bäuerlichen Volkstrachten dienen sollten. Die Grundlage zur Beantwortung solcher Fragen bietet, wie dieses Beispiel zeigt, die wissenschaftliche Arbeit und Forschung; die Auswertung übernimmt das Pflegamt. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe anzugeben, die es bisher nicht ermöglichten, das von mir seit Jahren vorbereitete „Schlesische Trachtenbuch“ herauszubringen, aber es steht fest, daß solche wissenschaftlichen Veröffentlichungen für die Tätigkeit des Pflegamts unerlässlich sind. Eine weitere unbedingte Voraussetzung für eine erspriessliche Wirksamkeit des Pflegamts ist eine museale Schau der gegenständlichen schlesischen Volkskultur, wie sie Punkt 3 näher erörtert. Aufgabe des Pflegamts ist die Werbung für den Gedanken einer nationalen Volkskultur, Aufklärung über den Wert und die Eigenart der schlesischen Volkskultur, Schärfung des Gewissens für das eigene angestammte Volksgut gegenüber fremdländischem und fremdstämmigem.

Das Ziel ist zu erreichen durch systematische Vortragsreisen und Belehrungen in allen Kreisen der schlesischen Bevölkerung, Werbung für die schlesische Volkskultur durch Heimatabende und Heimatfeste; hierbei arbeitet das

Pflegamt im engsten Zusammenhang mit den bestehenden Organisationen „NS.-Kulturgemeinde“, „Reichsbund für Volkstum und Heimat“, „NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude“ und anderen.

Das Amt hat in seinem ersten Bestehen auch die Aufgabe, in der Provinz für den Gedanken eines Volkskunde- und Heimatmuseums in der Hauptstadt Breslau zu werben.

3. Ein schlesisches Volkskunde- und Heimatmuseum in Breslau

Schon öfters ist es beklagt worden, daß Breslau kein Volkskunde- und Heimatmuseum im engeren Sinne besitzt. Ich habe in meinen volkskundlichen Vorlesungen und Übungen an der Universität und in öffentlichen Vorträgen seit Jahren auf die Notwendigkeit eines Volkskunde-Museums in Breslau hingewiesen. Es seien hier die Worte wiederholt, die zu diesem Punkt bei der Einweihungsfeier des Deutschen Instituts der Universität (am 26. Juni 1929) gesprochen wurden: „... so drängen sich Aufgaben und Wünsche heran und verlangen gebieterisch und mahnend ihre Erfüllung. Uns Schlesiern sind diese Aufgaben noch von besonders lebenswichtiger Notwendigkeit als dem deutschen Stamm, der Vorposten und Bollwerk ist gegen das Drängen der slawischen Flut. So sei verstattet, noch ein Letztes zu erwähnen, dessen Verwirklichung wohl noch in einiger Ferne bleiben muß, so notwendig es auch ist. Es ist dies: ein schlesisches Volkskunde- und Heimatmuseum, das in überragender Form eine anschauliche Darstellung des schlesischen Volkstums bringt und eine willkommene Ergänzung darstellt zu den geistigen Äußerungen schlesischer Literatur und Volkskunde. Andere deutsche Landschaften haben eine solche Schau ihrer Wesenheit in musealer Form. In Schlesien haben wir eine große Zahl lokaler, oft recht guter Heimatmuseen, aber es fehlt der Hauptstadt Breslau ein Volkskunde- und Heimatmuseum, das beherrschend über den lokalen Heimatmuseen steht. Für die Forschung hat sich dieser Mangel schon oft als fühlbare Lücke erwiesen. Das Volkskunde- und Heimatmuseum der schlesischen Heimat und des schlesischen Volkes wäre von der Volkskunde aus zu leisten in engster Fühlungnahme mit dem Museum für Kunstgewerbe und Altertümer und der Siedlungsgeographie. Es bedeutet ein hervorragendes Forschungsinstrument und ist zugleich eine werbende Repräsentation des schlesischen Volkes und der schlesischen Landschaft... Schlesisches Gut muß Schlesien erhalten bleiben.“

Ich habe inzwischen außer unserem Heimatmuseum eine große Anzahl von in- und ausländischen volkskundlichen, kulturkundlichen und ethnographischen Museen mit der bewußten Absicht studiert, wie ein schlesisches volkskundliches Museum lebensvoll zu gestalten wäre, unter anderem in Nürnberg, München, Berlin, Halle, Bremen, Volkskunstmuseum Dresden, Basel, Wien, Amsterdam, Rom, Leeuwarden, Salzburg und Budapest.

Das Volkskunde-Museum soll eine gesamte Überschau über das schlesische Volkstum bringen, soweit dieses musealer Darstellung fähig ist. Sitte und Brauch mit ihren Besonderheiten im Kreislauf des Jahres, sei es

zu kirchlichen oder weltlichen Festen, zum Beispiel Bräuche bei Aussaat und Ernte, der Brauch des SommerSingens, des Tодаustreibens mit seinen mannigfachen Abwandlungen, das maskierte Umherziehen zum Dreikönigstag, in der Adventszeit oder zur Fastnacht. Die merkwürdigen Gestalten des „Reinerzuges“ aus Krampe bei Grünberg, den die Breslauer zum erstenmal beim großen Trachtenzug vorigen Jahres zu sehen bekamen, haben ihnen zu ihrem Erstaunen gezeigt, daß noch manches Eigenartige im schlesischen Volksbrauch lebendig ist. Die museale Darstellung müßte die Masken und Kostüme des Schimmelreiters, des Fleckelmanns, des Popelmanns usw. auf Holzfiguren in charakteristischen Gruppen zeigen; der Brauch selbst wird durch eine kurze Beschreibung mit Angabe von Ort und Zeit gekennzeichnet und durch farbige Lichtbilder, die den Hauptschaukasten umgeben, veranschaulicht. So wird jedem Besucher ein lebensvolles Bild des Brauches vermittelt. Eine weitere Aufgabe des Museums wird es sein, charakteristische Stände und Berufe der schlesischen Heimat mit ihren besonderen Werkzeugen, Abzeichen, Bräuchen und hierzu gehörigen Geräten herauszustellen; auch hier werden Lichtbilder*) die Art der Arbeit und die Verwendung der Geräte, die in den Schaukästen zu sehen sind, erläutern.

Als Beispiele nenne ich den Grünberger Weinbau — auch hier bietet sich sofort ein besonderer Erntebrauch an, „Ritsche und Rater“ genannt; sodann die Handweberei des Eulengebirges und anderswo; das Spinnen am Rade, ja sogar die Handspindel ist in Schlesiens noch im Gebrauch. Hier drängen sich ethnographische Parallelen auf, die im Gegenständlichen oder in lichtbildlicher Wiedergabe zu berücksichtigen wären, und entwicklungsgeschichtliche Linien, die den Arbeitsgang von seinen primitivsten Anfängen bis zur Übernahme durch die modernsten Maschinen erkennen lassen.

Auch im Aussterben begriffene Berufe werden so der geschichtlichen Erinnerung verbleiben. Der neuzeitliche Lastkraftwagen hat in jüngster Vergangenheit den Beruf des Fuhrmanns, des Frachters, zum Verschwinden gebracht; deutlich war er in seiner Kleidung unterschieden, so daß sofort zu erkennen war, ob er aus dem Gebirge stammte, wie Gerhart Hauptmanns Fuhrmann Henschel, oder aus dem oberschlesischen Schönwald oder aus dem sudeten-schlesischen Ruhländchen, dessen Frachter einen charakteristischen Dreispitz trugen.

Zusammenordnungen der Gerätschaften, zum Beispiel der Feldbestellung — es handelt sich vor allem um die Handgeräte —, des Fischereibetriebes, der Imkerei, der Jagd usw., werden einmal einen Eindruck von den landschaftlich gebotenen Lebensbedingungen vermitteln, sodann aber in ihrer Verschiedenheit die in der Art des Bodens begründete, andere Zweckbestimmung verraten und auch ethnologisch bedingte Unterschiede erkennen lassen. Diese werden in unserem ostelbischen Gebiet noch von besonderer Bedeutung für die Siedelungskunde. Daß eine solche

*) Die Anordnung der durchscheinenden Lichtbilder geschieht immer sachlich gruppiert an den Fenstern oder auf den von unten erleuchteten Kästen; das volkskundlich-ethnographische Museum in Budapest kann hierfür vorbildlich sein.

musale Gestaltung der Lebensgüter schlesischer Landschaft auch auf das Problem der benachbarten slawischen Volkskulturen trifft, erscheint selbstverständlich.

Die verschiedenen Hausbau- und Siedlungsformen im Lichtbild und im genau maßstabmäßig nachgebildeten Modell, bauliche Stilformen, Türen, Tore und Inneneinrichtungen — diese in originaler Wiedergabe — bilden eine weitere Abteilung des Museums. Hierbei wird mancherlei Historisches mit zu berücksichtigen sein, zum Beispiel Leuchtkamine, die „schwarze Küche“, Rienspanhalter, Öllampen usw.

Erfahrungsgemäß bilden die Volkstrachten in ihrer Farbenpracht und ihrem Schmuck, in ihren Abstufungen von der Alltags- und Arbeitskleidung bis zur Kirchentracht und Hochzeitgewandung und mit den oft eigenartigen Trauervorschriften hinsichtlich der Kleidung, stets einen recht dankbaren und gern gesehenen Raum eines Volkskunde-Museums. Und ebenso ergiebig für ein museales Erfassen des Volkstums und seines Wesens, soweit es sich im Gegenständlichen äußert, ist das reiche Gebiet der Volkskunst, von der einfachsten Schnitzerei, die am alltäglichen Geräte haftet, bis zu den selbständigen Formen echter Volkskunst wie Adventskronen und -pyramiden, Glasbildern (Hinterglasmalerei), Heiliggeisttauben und anderem mehr. Da auch die Motive der Glasbilder — sie sind für den Herrgottswinkel bestimmt — zumeist religiösen Inhalts, Darstellungen von Heiligen oder des Kreuzifixes, sind, so berühren wir hier bereits das Gebiet der Volksfrömmigkeit und des religiösen Brauches; Amulette, Votive, Weihgaben und Weihbilder würden diese Abteilung füllen. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, den Inhalt und die Anordnung eines Breslauer Volkskunde-Museums erschöpfend*) darzustellen; sie verfolgen den Zweck, auf die Notwendigkeit einer solchen musealen Schau unseres Volkstums erneut hinzuweisen.

Bei meinen Reisen in der schlesischen Landschaft habe ich oft, vor allem von der einsichtigen Lehrerschaft, den Wunsch nach einer Stelle gehört, die gefährdete Güter der Volkskultur sammelt oder von Amts wegen erhält. Für die geistigen Schätze und die literarischen Belege haben wir seit dem Winter 1927/28 das Volkskundliche Archiv im Deutschen Institut eingerichtet. Die museale Sammlung und ihre vollwertige, selbständige Ausgestaltung haben wir auch damals nicht übersehen. Wir sind aber der Meinung, daß sich hier nur etwas dem Wert der Sache Ungemessenes gestalten läßt, wenn die Unterstützung und Anteilnahme der gesamten Landschaft und der Behörden gesichert ist. Unsere Mitarbeiter am Archiv und die Helfer der Landesstelle Niederschlesien des Deutschen Volkskunde-Atlas würden eine organisatorische Grundlage auch für die notwendige Mitarbeitererschaft an dem neuen Unternehmen darstellen. Dazu treten heute die Unterorganisationen der Partei, „NS.-Kultur-

*) U. a. wäre noch zu erinnern an Modelle von Holzkirchen, an die nur noch in geringer Zahl vorhandenen hölzernen Glockentürme in Niederschlesien, an eine Sammlung von Gebäubrotten, von Ofenformen, Spielzeug usw.

gemeinde“, „Volkstum und Heimat“, „Kraft durch Freude“, „Der Bauernstand“ usw. als helfende Glieder hinzu. Das Archiv birgt bereits eine große Zahl von Pichtbildern, und die Landesstelle des Deutschen Volkskunde-Atlas schafft eine eingehende Bestandsaufnahme volkskundlichen Gutes und somit die Grundlagen jeder musealen Gestaltung. So hat unter anderem die Frage (Nr. 33) nach allgemein volkstümlichen weltlichen Festen eine große Zahl von Angaben eingebracht. Sie zeigen, daß an Sitte und Brauch im Kreislauf des Jahres noch vieles in Schlesiens vorhanden ist. „Reinern“ und „zampern“ ist aus zahlreichen Orten Schlesiens belegt, so daß sich auch für Schlesiens eine solche Museumsabteilung darstellen läßt, wie sie das Volkskunde-Museum in Halle in vorbildlicher Weise lebensvoll und malerisch gestaltet hat. Die Frage (Nr. 38) nach den verkleidet oder maskiert auftretenden Personen im Martinsumzug liefert hierzu Material. Auch das Vorhandensein von schlesischen Gebildbrotten ist bereits durch die Atlasarbeit erfaßt und anderes mehr.

Daß der volkserzieherische Nutzen einer solchen Übersicht des eigenen Volksgutes für Erwachsene und Schüler bedeutsam wäre, ist gewiß. Auch für unsere wissenschaftliche Arbeit in der schlesischen Volkskunde hat sich der Mangel einer umfassenden und geordneten sachkundlichen Übersicht schon oft fühlbar gemacht. Darüber hinaus aber hat das Volkskunde-Museum in Breslau eine kulturpolitische Aufgabe zu erfüllen. Südostdeutsches Land ist ein Kampfplatz ringender Volkskulturen, von dem Ausgang dieses Kampfes hängt die politische Gestaltung der Zukunft ab. Polen hat sein „polnisches“ Museum in Rattowitz zu einem machtvollen kulturwerbenden Faktor ausgestaltet, und ähnliches gilt von dem aus der österreichischen Zeit stammenden Prager Museum. Beuthen hat die Gefahr erkannt und unter großen Opfern der Gemeinde den Kampf aufgenommen, am 24. Oktober 1932 ist das Heimatmuseum in Beuthen eröffnet worden. Das sollte für Breslau ein Wahrzeichen und eine Mahnung, ein Vorbild und ein Ansporn sein. Breslau kann nicht genug tun, um seiner Verpflichtung, der Mittelpunkt und das kulturelle Rückgrat Schlesiens zu sein, gerecht zu werden. Die Notwendigkeit hierfür ist da, auch Wege und Ziele liegen klar und unverrückbar fest, und es fehlen auch nicht die Helfer am Werk. Nach Breslau richten sich die Blicke des gesamten schlesischen Volkstums diesseits und jenseits der für das schlesische Sprach- und Stammestum zu eng gezogenen Grenzen. Es ist der Beruf der schlesischen Hauptstadt geworden, das große schlesische, das heißt das gesamte schlesische Stammesgebiet zu betreuen; aber immer mehr noch muß diese Berufung und die hierin liegende Verpflichtung Gemeingut der kulturverantwortlichen Gemeinschaft unserer Bevölkerung und unserer Behörden werden. Im Kampfe der Kulturen entscheidet sich das Geschick Ostdeutschlands und damit das Geschick Deutschlands überhaupt.

Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde!

Sudetendeutsche Hirtendichtung

Von Franziska Obst

„Ernsthaft steht Waldwooge hinter Waldwooge. Ein Dehnen und Schwellen dichtgedrängter Wipfel geht bis an den Horizont, den die zackige Spitzenlinie ins Blaue des Himmels hineinreißt. Von den feinen Sonnengoldschleiern, die über die Wälder fliegen, bis zum Blanduft und dessen Abstufungen auf hintereinanderliegenden Rämmen, den Dünsten der Nebel und jenen zitternden Schleiern des Herbstes, die wie der Glanz von Opalen über den Bergen liegen; welcher Reichtum an Tönungen. — Immer aber ist der Wald der Fichten und Tannen ernst; selbst der Frühling vermag es kaum, ihn heiter zu färben. Wenn der Sonnenglanz über seinem jungen Maien liegt, flunkert er in der Nähe etwas mit erborgtem Golde, aber siehst du auch nur vom jenseitigen Hang zurück, so wird das aus ihm hervorgehende Dunkel wieder mächtig und in dem ertrinkt der schwache Schimmer.“

Das ist die Stimmung des Sudetenlandes zwischen dem Altvater und Jeschken. Hier, auf den melancholischen Hochflächen, tönt heute noch, wenn es Herbst wird, das anheimelnde Geläute der Ruhglocken; hier liegt noch der halbwüchsige Hütejunge, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und singt aus rauher Kehle. Ob es übermütig laut, ob es traumhaft leise erklingt, ob es allein und nur für sich erschallt oder an irgendeinen Reim und Ruf angehängt wird, immer stimmt es schläfernd, lähmend. Diese Melancholie zieht sich durch einige der schönsten Sprüche, ja gerade durch ihren Gehalt an schwerer Stimmung werden sie so schön und ergreifend.

Es nimmt nicht wunder, diese Schwermütigkeit gerade bei den Halbwüchsigen zu finden. Ist doch gerade ihr Leben so ganz auf sich selbst, Natur und Vieh eingestellt. — Und sonst im Gemeinschaftsleben auf dem Bauernhofe ist der Hütejunge unter dem Gesinde der jüngste und niederste. Er hat es dort nicht leicht, denn so klein und schwach er auch ist, ihm wird an Arbeit, wie an Schimpf und Schande viel aufgehalst. Im Hause wird er hin und her gestoßen, hat auf jeden zu hören, dem er in den Weg läuft. Am Tische sitzt er zu unterst und darf mit seinem Löffel immer erst als letzter in die Schüssel langen. Im Spätherbst, wenn die Stalltür geschlossen wird, bekommt er vom Bauern seinen Gulden, dem die Bäuerin, wenn er gut gehütet hat, Apfel beifügt. Während der Hütezeit ist der Peitschenstecken das Wichtigste, was es geben kann. „Hooraus, zum Tore naus“, ist der erste Ruf, der schon früh am Morgen das Vieh aus den Ställen lockt. Und bald darauf klingen über Wiesen und Felder die Hirtenrufe, und Flötenmusik mischt sich in das Läuten der Ruhglocken.

Beim ersten Austreiben sind die Kinder des Lebens und Weidens im Freien so ungewohnt, daß sie schwer zusammenzuhalten, aber noch schwerer auseinanderzuhalten sind, besonders wenn Ziegen unter die Rinder gemengt sind. Auch wollen sie in ihren Lustgefühlen im Übermut der Freiheit nicht fressen und jedes Tier muß dann bei seinem Namen angerufen und immer wieder zur Weide gehalten werden.

Kote Ruh
Kumm herzu

Alte Fei
Kumm herbei.

Oder:

Hooraus, hooraus!
Weda, Kula, weda,
Of da derra Hede,
Wu de gala Bliemla stin,
Do warn de Kula stelle stin.

Wenn die Nebel ziehen und die Sonne nicht mehr wärmend durchdringt, wenn der Herbstregen fein rieselt, dann ist es immer noch ein Vergnügen, aus herbeigeholtem Reissig oder ausgerissenen Kartoffelstauden ein Feuer anzuzünden und in seiner Glut das Brot knusprig braun zu rösten oder Erdäpfel zu braten. Auch aus dieser Stimmung ist ein Reim entstanden:

Bruh Feierle, bruh,

Horra weiden! Kote!

Ich hütt ni garn die Ruh —

Lieber Mittag, komm herzu!

Ich hütt och garn die faulen Ziegen,

Lieber Abend bleib net lang!

daß ich kann beim Feierle liegen.

Es wird dem Hirtlen gar zu bang.

Trotzig, halb klagend begehrt der Hütjunge gegen sein Schicksal auf, wenn er ruft:

Hooraus! Hooraus!

Ich treib am Coach zweemo aus.

Ich krieg an Coach an Bihma

Der Pauer schläat mich immer,

Die Frau is noch viel schlimmer;

De Rase macht se kleene,

De Putter frist se alleene,

De Mulka macht se himmelbloo.

Ich blei keene Stund meh do.

Nicht immer ist die Hirtendichtung Ausdruck der Klagen und der Sehnsucht. Das eigentliche treibende Element dieser Kinderdichtung ist vielmehr der Streit, das Reizen, der Wettseifer. Wenn die Kinder einander auf verschiedenen Feldern gegenüberstehen, wenn sie um getrennte Lagerfeuer liegen, wenn sie zu verschiedener Stunde auf die Weide treiben, immer und überall ergibt sich Gelegenheit, einander zu necken.

A.: Wo hast du denn gehüt, ha?

B.: Auf Scholzens Spitzenbrachla.

A.: Was ist denn da kumma?

B.: A Wulfla.

A.: Was hat ersch denn genumma?

B.: A Schäfli.

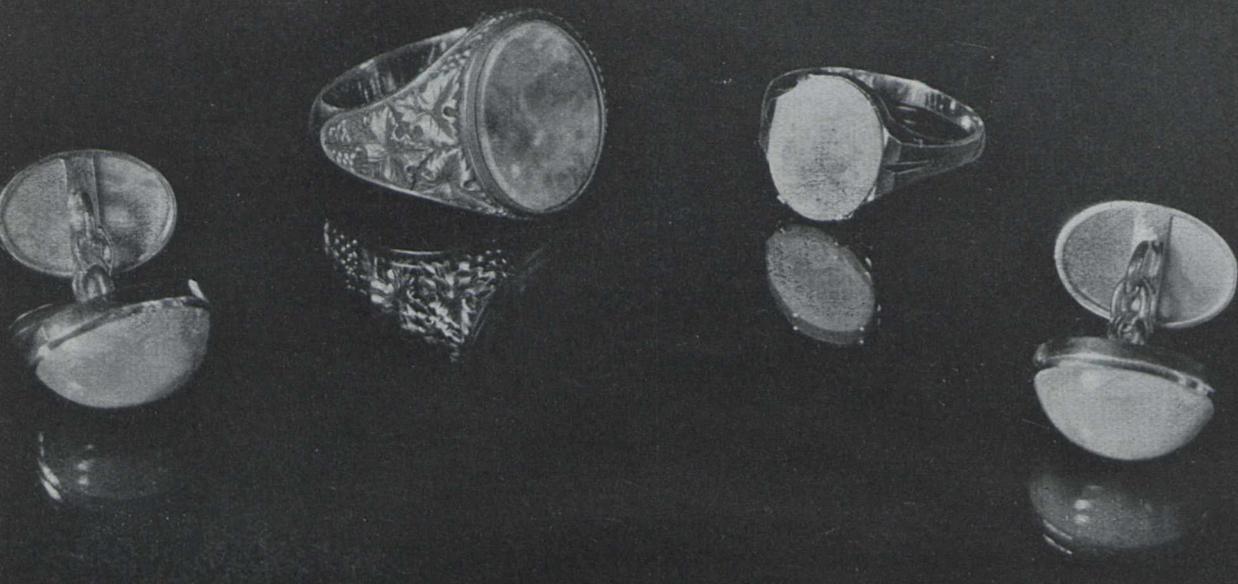
A.: Wie hat es denn gemacht?

B.: Bäh!

Oder:

A.: Holeyiele, holeiele,
Wir hon a schönes Feierle!

B.: Holeyiele, holeiele,
Ihr hot a garstiges Feierle!



Manschettenknöpfe und Ringe
aus Jordansmühler Nephrit



Anhänger und Ohrringe
aus Jordansmühler Nephrit

Die glücklichste Zeit naht doch erst, wenn sie zu Ende geht, wenn ein Ruf genügt, um alle Vuben, die auf den Feldern zerstreut ihre Herden treiben, zu Scherz und Tand und Kurzweil zu vereinigen. Die Herden vermengen sich, denn nun ist alles herrenloses Gut geworden.

So ist in dieser Rinderdichtung das ganze Erleben, das Lachen und Weinen, Sehnsucht und Erfüllung eingefangen. Nicht in wohlgeformten Worten, vielmehr in holprigen Reimen, oft in scheinbar zusammenhanglosen Bildern: ganz Aufhebung des Ichbewußtseins — ein Sichverlieren im Schauen.

Nephrit, der neue schlesische Edelstein

Von Dr. Lothar Jock

Gotamo Buddho, der große Religionsgründer, soll auf einem Thron aus Nephrit, gesessen haben. Das Grabmal Camerlans, der gewaltigen mongolischen Eroberers, besteht aus einem riesigen Nephritblock. In China, in Tibet, in Indien, auf Neuseeland ist Nephrit zu prächtigen heiligen Symbolen verarbeitet, außerordentlich beliebt. Er besitzt angeblich die Kraft eines Talismans, vermag Krankheiten zu heilen. Dieser schöne Halbedelstein von hellgrüner, malachitähnlicher oder durchscheinend schwarzgrüner Farbe zeichnet sich durch ungeheure Zähigkeit und Härte aus. In großen Mengen hat man ostasiatischen Nephrit in Europa eingeführt und zu Schmuckgegenständen verarbeitet. Es gab eine Zeit, in der man in Deutschland vom Nephritfieber sprach.

Beile aus der jüngeren Steinzeit besonders Süddeutschlands sind nicht selten aus Nephrit hergestellt*). Sie stellen technische Meisterstücke dar, und ihre messerscharfe Schneide scheint gewöhnlich grün durch, so daß solche Nephritbeile geradezu als kleine Kunstwerke wirken. Da man lange Zeit in dem Glauben befangen war, die vorgegeschichtlichen Völker Mittel- und Nordeuropas hätten alle kulturellen Leistungen vom Orient übernommen, wurden die Nephritbeile mit zu einem willkommenen Beweis für jene Anschauungen, die lange Zeit das deutsche Volk seine Vorfahren in einem recht trüben Licht sehen ließ. Freilich wußte man damals, als man an die Einfuhr der steinzeitlichen Nephritbeile aus Asien glaubte, noch nicht — oder vielmehr es war wieder in Vergessenheit geraten —, daß das grüne Mineral auch in Europa zu finden sei.

Der Steinzeitmensch hat es gefunden, und zwar vorwiegend in den Schottern des Oberrheins. Noch heute kann man dort nach eifrigem Suchen einmal ein Nephritgesschiebe auflesen, das der Rheinstrom und seine Zuflüsse aus den Alpen, wo der Nephrit also anstehen muß, herbeigeschleppt hat. Das größte bisher bekannte europäische Nephritvorkommen liegt im ligurischen Apennin.

*) Auch aus Schlesien liegt ein einziges Beil aus Nephrit vor. Es dürfte eingeführt sein, denn es ist offenbar nicht aus schlesischem Nephrit hergestellt. Im dritten Jahrtausend v. Chr. wurde vor allem der schlesische Serpentin vom Johnsberg zu wundervollen Axten verschliffen und wahrscheinlich auch schon bergmännisch gewonnen.

Dort, in einem Gebiet, das tektonisch außerordentlich stark bewegt worden ist, steht der Nephrit an zahlreichen Stellen bei den landschaftlich so reizvollen Rivierastädtchen Chiavari und Sestri Levante an.

Der Nephrit entsteht als Kontakt — das heißt Berührungsgestein aus Serpentin —, wo dieser in Verwerfungen an ein anderes Gestein stößt und besonders stark gepreßt wird. Neben den Vorkommen in den Alpen und im Apennin wurden auch in Deutschland ein paar Stellen bekannt, wo Nephrit ansteht, so im Harz und im Erzgebirge. Die größten deutschen und von allen europäischen am längsten bekannten Vorkommen aber liegen in Schlesien, bei Reichenstein und Jordansmühl. Die Reichensteiner Fundstelle wird schon von Goethe in seinem Tagebuch über die Reise nach Schlesien erwähnt*).

Ein zweites Vorkommen „am Jobten“ nannte dann der nicht weniger berühmte Naturforscher v. Linné. Wahrscheinlich ist damit das von Jordansmühl gemeint, dessen Berge ja noch zum Jobtenmassiv gerechnet werden. Dieses größte Anstehen von Nephrit in Deutschland liegt am Steinberg, nordwestlich von Jordansmühl. Der dort vorkommende Serpentin wurde früher im Steinbruchbetrieb als Straßenschotter gewonnen. Den Nephrit, der sich linsenförmig zwischen den Serpentin einschaltet, warf man wegen seiner zu großen Härte zum Abraum. Er hatte Wert lediglich für die Mineraliensammler, die freilich von weither zu dieser einzigartigen schlesischen Fundstelle eilten. Im Jahre 1899 wurde dort für die größte Nephritsammlung der Welt im Metropolitan-Museum in New York ein Nephritblock von 2140 Kilogramm Gewicht gebrochen. Seither ist der Steinbruchbetrieb fast gänzlich zum Erliegen gekommen.

Bis er im Jahre 1933 erneut aufgenommen wurde, nun aber nicht mehr um Straßenschotter, sondern um das bisherige Abraumgestein, den edlen Nephrit, zu gewinnen. Mit Recht hat man sich im Dritten Reich, dessen Bestrebungen auf allen Gebieten dahin gehen, dem deutschen Volk neue Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten zu erschließen, gefragt, warum wir Nephrit aus Neuseeland einführen, wenn er auch in Schlesien vorkommt. Gesteinsproben, die in die Kunstschleifereien nach Idar gesandt wurden, ließen die bisher ungeahnte Schönheit des Jordansmühler Steins erst wirklich erkennen. Er zeigt die verschiedensten Abarten vom hellen, von gelbbraunen Schlieren durchsetzten Milchgrün bis zum durchscheinenden Moosgrün. Diese Abarten werden in Idar, wohin die in Jordansmühl gebrochenen Blöcke gesandt werden, je nachdem zu Anhängern, zu Ringsteinen, als Tropfen für Ohringe und Manschetten, zu Einlageplatten für Schmuckdosen usw. verschliffen. So finden sie als „Jade“, wie die Edelstein-Industrie den besonders schönen, verschliffenen Nephrit gewöhnlich bezeichnet, ihren Weg nach Schlesien zurück. Hier haben sich ihrer die Breslauer Juweliere in richtiger Erkenntnis dessen, daß Schlesien künftighin den gesamten deutschen Nephritmarkt beliefern kann, der Steine angenommen. Schmucksachen aus „Jordansmühler Jade“ liegen heute unter anderen schimmernden Rostbarkeiten in den Ausstellungen des alten und edlen schlesischen Juweliergewerbes.

*) Vgl. H. Grünberger, Neues oder vielmehr Altes vom Nephrit. Alt-schlesische Blätter. Nr. 3. 1929.



Blick auf den Jordansmühler Nephrit-Steinbruch – Im Hintergrund der Siling



Der Jordansmühler Nephrit-Steinbruch



Teil der alten Ordensritterburg in Namslau

Pfarrkirchen St. Petri und Pauli



Der Wehrturm am Kraufauer Tor

Solch einen Ein- und Ausgang wünschte auch
der Herr Pfarrer für sein „geheimen Ortchen“
Teil der Namslauer Stadtmauer



Der Namslauer Pfarrerstreit

In den Chroniken der alten schlesischen Grenzstadt Namslau, die im Mittelalter lange Zeit zum Fürstentum Breslau gehörte, ist ein Vorfall aus dem Jahre 1480 vermerkt, der zeigt, daß auch vor einem halben Jahrtausend es schon Brauch bei geistlichen Herren war, sich an der weltlichen Obrigkeit zu reiben, wenn diese nicht jeden ihrer zahlreichen Wünsche erfüllte.

Ums Jahr 1480 herum amtierte an der Pfarrkirche St. Petri und Pauli in Namslau, die unmittelbar an der Stadtmauer lag und heute noch steht, der Pfarrer Bartisch Hassarth, ein streitlustiger Herr, der dem Rat der Stadt sehr gram darum war, weil dieser so manches Verlangen des geistlichen Herrn unberechtigt fand und deshalb kurzweg ablehnte. Es ging um den Zins aus vielerlei Stiftungen, auf den der Pfarrer Anspruch zu haben glaubte, worüber er aber zu seinem größten Leidwesen keinerlei Urkunden besaß. Aber auch über viele andere Dinge beklagte sich der Pfarrherr zu St. Peter und Paul. Er war ergrimmt darüber, daß man ihm nicht gestattete, von seinem Anwesen aus einen Durchgang durch die Stadtmauer zu schaffen, und ebenso kränkte es ihn, daß er nicht das Recht haben sollte, an der Stadtmauer „ein geheimes Örtchen“ zu bauen.

Mit der Stadtmauer verstanden die wackeren Namslauer Ratsherren aber keinen Spaß. Auf diese Anlage waren sie sehr stolz, hatte doch Kaiser Karl IV. mit eigener Hand den Grundstein dazu gelegt, um aus Namslau eine wehrhafte Stadt gegen die Feinde zu machen. In dem heute noch stehenden Wehrturm am Krakauer Tor ist der Stein eingemauert worden, auf dem der Kaiser im Jahre 1350 stand, um seinem Willen Ausdruck zu geben, die Grenzstadt Namslau zu befestigen. Jeder Ratsherr wußte auch, daß es neben der alten Ordensritterburg diese trutzige Stadtmauer war, die später König Wladislaus veranlaßte, seine Stadt Namslau als „eine feste portt kegen Pohlen und ander orintische nationen“ zu rühmen. Und diese feste Mauer wollte nun der Herr Pfarrer aus Gründen der Bequemlichkeit durchlöchern sehen, um einen eigenen Ein- und Ausgang zu haben, von dem „geheimen Örtchen“ ganz zu schweigen, was die Ratsherren als eine besondere Zumutung betrachteten. Mochte der Pfarrer tun was er wollte, zu solchen Dingen wollten sie niemals ihre Hand bieten.

Der Pfarrer Bartisch Hassarth sann auf Rache. Er zog sich in seine Remenate zurück und setzte einen Klagebrief an den Breslauer Bischof Rudolf auf, der nicht weniger als 20 Punkte umfaßte, jeder Punkt eine in aller Ausführlichkeit geschilderte Sünde des Rats der Stadt Namslau wider die Pfarrei zu St. Peter und Paul. In sehr geschickter Weise berief er sich darauf, daß der Bischof es allen Pfarrern zur Pflicht gemacht habe, die bestehenden Pfründen und Stiftungen der Kirche ungeschmälert erhalten zu helfen, und er warf dem Rat von Namslau vor, daß durch ihn „die Gestifte gestöhrt“ würden.

Unter Punkt 13 beklagte sich der Pfarrer darüber, daß eine Leiche, die bereits in der Pfarrkirche aufgebahrt gewesen sei, auf Anordnung der Ratsherren weggeführt und zur Klosterkirche gebracht worden sei. Wörtlich heißt es: „Da haben die Herren befohlen, daß man solche Leiche sofort zu den Mönchen tragen und begraben lassen sollte, damit die Messe gestört, dem Pfarrer sein Opfer entwendet, und den Mönchen zugeführt würde, weshalb denn auch der Pöbel gemurmelt, und große Zwietracht zwischen dem Pfarrer und dem Guardian (Stadtpolizist) entstanden ist, worüber sich denn die Rathmänner gefreut haben.“

Für unsere heutigen Auffassungen erscheint es erstaunlich, mit welcher unverblühten Offenheit hier der Pfarrer beklagte, daß ihm „sein Opfer“ genommen und den Mönchen gegeben worden sei, die er augenscheinlich aus habgierigen Gründen als seine Feinde betrachtete. Man wird sehen, daß die aufrechten Ratsleute von Namslau dem Pfarrherrn auch in diesem Punkt die Antwort nicht schuldig geblieben sind. Wie weit die Spannung zwischen der Pfarrei und dem Rat schon gediehen war, geht aus dem Schluß der Klage des Pfarrers hervor, der lautet:

„Wenn die Boten der Kapelläne zeitig auf das Rathaus kommen, ihre Renten und Zinsen zu ermahnen, so werden sie angefahren und so abgefertigt, daß keiner mehr hingehen will.“

Der Rat der Stadt Namslau gab auf diese Klageschrift eine Antwort, die wirklich „Klauen und Zähne“ hatte. Zunächst wurde darauf hingewiesen, daß der Pfarrer über die meisten Stiftungen keinerlei Urkunden vorzuweisen vermöge, weshalb eine Zahlung nicht geleistet werden könne. Wenn die Urkunden vielleicht während des Hussitenkrieges verlorengegangen wären, so sei das nicht die Schuld des Rats. „Wir sind nicht des Pfarrers Knechte noch Krämer, auch nicht seine Lehnherrn, daß wir solche Sachen verweisen müßten. Von diesen Briefen also wissen wir nichts und geben auch nichts.“ Das war eine knappe und deutliche Sprache. Die Namslauer Ratsherren waren nicht gewohnt, sich zu ducken, und sie taten es auch hier nicht vor dem mächtigen Breslauer Bischof, der über die Klage zu entscheiden hatte.

Über die angeblich aus der Kirche entwendete Leiche hieß es in der Rechtfertigungsschrift: „Da kamen die Mönche und nahmen die Leiche weg und ließen sie tragen in das Kloster, als weil der Verstorbene mit den Mönchen Brüderschaft gehabt und bei Lebzeiten begehrt hätte, zu den Mönchen begraben zu werden. Wenn darüber gelacht worden, so ist das nicht unsere Schuld, so wenig wir Wohlgefallen daran gehabt, wenn er sich mit dem Guardian gezankt hat.“

Die Namslauer beschwerten sich beim Bischof darüber, daß der Pfarrer von der Kanzel herunter die ehrbaren Handwerker der Stadt lächerlich zu machen versucht habe, indem er predigte, es gehöre sich nicht, daß einfache Handwerksleute, die zu Ratsmännern gemacht worden seien, nun stolz einen Fuchspelz trügen, wo doch einem Schuster nur ein grauer Rock gebühre. Solche Einmischungen verbat sich der Rat, ein Verlangen, das wir heute gut zu begreifen vermögen.

Wegen des Durchgangs durch die Mauer, wie ihn der Pfarrer verlangte, wiesen die Ratsleute auf die Gefährlichkeit eines solchen Mauerlochs hin, das den Feinden im Winter, wenn der Weidefluß vor dem Wall zugefroren sei, leicht machen würde, in die belagerte Stadt einzudringen.

Auch das erwähnte „heimliche Gemach“ wurde in der Antwortschrift des Rats nicht vergessen. „Es wäre eine Schande“, sagten die Namslauer, „wenn diejenigen, die die Wache halten, und andere ehrbare Leute dies sehen sollten, abgesehen des Gestankes und anderer Unleidlichkeiten wegen“

Ubrigens sollte er selbst es fühlen, daß es sehr unschicklich wäre an der Mauer.“ Das war ein köstlicher Hieb gegen den Pfarrer, und der Bischof Rudolf in Breslau dürfte schön geschmunzelt haben, als er las, wie die braven Namslauer Ratsmänner dem Pfarrer von St. Petri und Paulus Belehrungen darüber erteilten, wo das Aufstellen von „heimlichen Örtchen“ unerwünscht sei.

Der Rat zu Namslau erzielte mit seiner Gegenklage beim Bischof von Breslau einen vollen Erfolg. Der Bischof Rudolf mußte sich überzeugen, daß der Pfarrer Hassarth leichtfertig gehandelt hatte und daß sein Benehmen den Ratsherren gegenüber eine grenzenlose Anmaßung war. Er befahl ihm deshalb, seinen Dienst in Namslau aufzugeben und sich nach einer anderen Pfarre umzusehen.

So endete der vom Pfarrer vom Zaune gebrochene Streit gegen den ehrbaren Rat der Stadt Namslau im Jahre 1480. P. E. M u s c h a l l a.

Friedrich der Große und die Jesuiten

Von Kurt Paqué

Die Unterdrückung der ungarischen Protestanten durch die Mehrheit der Katholiken wurde immer ärger. Obwohl Friedrich der Große Jahre vorher schon — auf einen Hilferuf der Unterdrückten hin — in einem Protestschreiben ganz energisch Glaubensfreiheit verlangt hatte, begann man jetzt von neuem damit. Und haßsüchtiger noch als vorher. Den Höhepunkt allerdings erreichte sie erst durch die Hetschfrist eines Bischofs von Wesprim. „Maria Theresia“, schrieb dieser darin, „sei in ihren Maßnahmen gegen die ungarischen Ketzer noch viel zu gelinde. Die katholische Christenheit verlange nicht nur Unterdrückung — sondern Ausrottung derselben.“

Damit war Friedrichs Langmut zum zweitenmal zu Ende. Zornig schickte er ein neues Schreiben ab. Diesmal aber nicht an den Hof zu Wien, sondern an Graf Schaffgotsch, den Fürstbischof von Breslau. Unmißverständlich machte er diesen darin aufmerksam, daß, wenn die ungerechte Unterdrückung der in Ungarn lebenden Protestanten nicht augenblicklich aufhöre, er sich gezwungen sehe, dieselben Repressalien gegen die Katholiken des eroberten Schlesiens anwenden zu müssen. Es sei um so schmerzlicher, da gerade er als protestantischer Fürst diesen bisher immer nur Milde, Gerechtigkeit und Glaubensfreiheit habe widerfahren lassen.

Friedrichs Drohung ging bis an den Papst. Dieser, plötzlich um die Katholiken Schlesiens besorgt, veranlaßte, daß wenigstens des Bischofs ärgerliche Hetzschrift eingezogen wurde. Den anderen Hetzereien gegenüber verlegte man sich jedoch aufs Ableugnen. Es war kein großer Erfolg für Friedrich. Doch wollte er vorläufig nichts unternehmen. Er wollte abwarten. Wußte er doch ganz genau, daß, wolle er die wirklich Schuldigen strafen, er sich ganz wo anders hinwenden müsse. Diesen Herren aber, den Schuldigen, wollte er — und wenn sie sich noch so sehr versteckten — doch einmal „ganz gehörig auf die Finger klopfen“.

Wenn sich nur Gelegenheit dazu bieten würde!

Einige Zeit später bietet sie sich. — An einem Vormittag. Friedrich der Große geht, wie immer, in den Gärten von Potsdam spazieren. Unvermutet begegnet er in der Nähe des Schlosses einem jungen Manne, dessen fremdländisches Aussehen ihm auffällt. Der Fremde, verwirrt und ehrfürchtig stehen geblieben, will den König an sich vorüberlassen. Der aber geht auf ihn zu. „Was für ein Landsmann ist Er?“

„Ungar, Ew. Majestät.“

Der König horchte auf: „Ungar?“ Dann fragt er ihn nach Namen, Beruf und aus welchen Gründen er nach Potsdam gekommen sei. Stotternd gibt der Ungar Auskunft. Er heiße: Hedhessi, sei protestantischer Religion, habe in Frankfurt an der Oder Theologie studiert und reise jetzt, nachdem er sich die Residenz des Königs angesehen, wieder in die Heimat, um dort eine Pfarre zu übernehmen.

Der König gewinnt Interesse. Fordert Hedhessi auf, ihn zu begleiten und läßt sich von ihm über Theologie erzählen. Der König ist erstaunt. Die Urteile und Ansichten des Kandidaten sind so klug, daß sein Interesse immer persönlicher wird. Zuletzt ist er von dem jungen Theologen so begeistert, daß er ihn spontan auffordert, er möge für immer in Preußen bleiben. Bescheiden lehnt der Kandidat ab. Darauf sagt der König ihm, er soll sich, wenn er schon nicht hier bleiben wolle, wenigstens eine Gnade erbitten. Auch dies lehnte der Kandidat ab.

Friedrich der Große bleibt überrascht stehen: „Kann ich Ihm überhaupt keinen Gefallen tun?“

Der Ungar zögert, irgend etwas bedrückt ihn. Endlich rückt er heraus: „Etwas können Ew. Majestät doch für mich tun. — Ich habe mir in Frankfurt theologische und philosophische Bücher gekauft. Diese Bücher sind meines Wissens in Wien verboten. Die Jesuiten, die die Bücherrevisionskommission unter sich haben, sind sehr streng, und sie werden sie mir gewiß wegnehmen. Wenn Ew. Majestät nun die Gnade haben würden —“

„Ihm soll geholfen werden.“ — Nicht schnell genug kann Friedrich der Große ihn unterbrechen. Die Gelegenheit ist da. Das sind ja die Herren, denen er so gerne „eins auf die Finger klopfen möchte“. Und blitzschnell faßt er seinen Plan.

„In des Himmels Namen, nehm Er seine Bücher nur immerzu mit. Und noch recht viel verbotene dazu, hört Er? Und wenn sie Ihm die Bücher in Wien

wegnehmen wollen, dann sag Er, ich hätte sie Ihm geschenkt, hört Er? Die Herren Paters werden darauf aber nicht viel geben und sie Ihm doch wegnehmen. Laß Er sie nur ruhig wegnehmen. Meld Er sich aber dann gleich bei meinem Wiener Gesandten und erzähl Er ihm die ganze Geschichte. Danach gehe Er in den vornehmsten Gasthof, und dort wird Er dann recht kostbar leben. Mindestens einen Dukaten muß Er täglich verzehren, hört Er? Und zwar solange, bis die Jesuiten Ihm die Bücher wieder ins Haus schicken. Daß sie sie Ihm wieder ins Haus schicken, dafür will ich sorgen. Ich stehe Ihm mit meinem Wort dafür.“

Hastig läßt der König ihn stehen und eilt ins Schloß. Einige Minuten später ist er wieder zurück. In den Händen hält er ein Schreiben.

„Dieses Papier wird Er meinem Gesandten in Wien als Ausweis überbringen, hört Er? Ich habe darin geschrieben, daß Er gut ist, um auf meine Kosten in Wien zu bleiben. — So — und nun reise Er und komme Er glücklich nach Wien. Daß Er mir aber auch täglich ja einen Dukaten verzehrt, hört Er?“

Hedhessi, immer noch überrascht, ohne einen Zusammenhang finden zu können, bedankt sich und verspricht, alles genau befolgen zu wollen. Einige Tage danach reist er ab.

In Wien kommt es, wie vorausgesehen. Hedhessis Einwände werden überhört und die Bücher prompt weggenommen. Wie verabredet, wendet er sich sofort an den preussischen Gesandten. Dieser, von Friedrich dem Großen bereits unterrichtet, führt ihn in den „vornehmsten Gasthof“ und läßt das Geschehene sofort nach Potsdam melden.

Jetzt beginnt Friedrich der Große zu handeln. Sofort jagt ein Eilkurier — in der Tasche einen Kabinettsbefehl — nach Breslau. „Nach unserem Willen“, heißt es darin, „ist die kostbare Bibliothek des dortigen Jesuiter Collegiums unverzüglich zu schließen. Die Eingänge sind zu versiegeln und durch Wachen zu besetzen.“

Friedrichs Schlag wirkt wie ein Zwölfpfünder. Das Collegium ist entsetzt. Bestürzt fragt einer den anderen: Weshalb diese Ungnade? Selbst ihre berühmte Schläue weiß dafür keine Erklärung. Endlich — drei Tage später — entschließt man sich, eine Deputation abzuschicken.

Nach fünf Tagen ist sie in Potsdam. Ehe Friedrich der Große sie aber empfängt, vergehen drei Wochen. Und dann, als sie ihr Anliegen vorbringen, ist er so erstaunt, daß die Jesuiten schon meinen, er sei gar nicht schuld an der ganzen Sache. Dann aber durchschauen sie ihn, er will sie zum besten halten. Ganz unzweideutig will er sie an der Nase herumführen.

Der König lächelt: „Messieurs, leider kann ich Ihnen trotz meines besten Willens — noch dazu da Sie sich soviel Mühe gemacht haben — nicht einmal helfen. Den einzigsten Rat, den ich Ihnen geben kann: reisen Sie zu meinem Gesandten nach Wien. Gerade der ist es, der die Angelegenheit zu bearbeiten hat.“

Die Paters sind wütend. Aber ebenfalls lächelnd fragen sie, ob es nicht möglich sei, die Angelegenheit von Potsdam aus zu erledigen.

Des Königs Lächeln wird immer ironischer: „Leider — leider —.“ Sie möchten sich nur die Mühe machen und auch noch nach Wien reisen. Gleichzeitig möchten sie, wenn sie dort seien, ihren Kollegen von der Bücherrevisionskommission eine recht herzliche Empfehlung von ihm ausrichten. Er sei diesen Herren nämlich noch einen Dank schuldig. — Damit ist die Audienz beendet.

Fünf Tage später herrscht in Breslau noch größere Bestürzung als vorher. Da es aber keinen anderen Ausweg gibt, macht man sich die „gottgefällige Mühsal“ und reist auch noch nach Wien.

Aber welch ein Schreck. Der Gesandte ist noch weniger unterrichtet als sein König. Und schon scheint es, als würde auch diese Reise vergeblich gewesen sein. Aber plötzlich fragt er, ob sie denn überhaupt schon die Empfehlung seines Königs an die Bücherrevisionskommission ausgerichtet hätten.

Ja. — Man habe geglaubt. — Aber leider konnte man ihnen dort auch keinen Rat geben.

Da kann der Gesandte nicht mehr ernst bleiben: „Messieurs, wo ist Ihr vielgerühmter Scharfsinn geblieben? Mon Dieu, sollte er den Herren der Bücherrevisionskommission abhanden gekommen sein? Bestellen Sie diesen Herren die Empfehlung meines Königs doch noch einmal. Aber nennen Sie ihnen diesmal den Namen Hedhessi dabei. Hören Sie, ganz einfach: Hedhessi. Messieurs, wie eine Zauberformel wird er wirken. Es ist dies nämlich der Name eines Studenten, dem eben diese selben Herren theologische und philosophische Bücher weggenommen haben. Messieurs, vielleicht wird man jetzt einen Rat wissen.“

Die Herren Paters haben begriffen. Eine halbe Stunde später sind sie wieder bei ihren Kollegen. Und fast ebenso schnell — nicht ganz eine Stunde vergeht — befindet sich Hedhessi auch wieder im Besitz seiner sämtlichen Bücher. Aber noch etwas anderes haben die Paters zu erledigen: Hedhessis vornehme Gasthofrechnung nämlich. Erst als diese bis auf den letzten Heller bezahlt ist, gibt der Gesandte ihnen ein Schreiben, worin er dem König mitteilt, daß sich in Wien jetzt alles ganz nach den Wünschen Seiner Majestät erledigt habe und daß der Wiedereröffnung der Bibliothek zu Breslau wohl vorläufig nichts mehr im Wege stehe.

Da — wie sie nun zum zweitenmal in Potsdam eintreffen — ist der König ihnen auch gar nicht mehr ungnädig. Lächelnd überreicht er ihnen den gewünschten Segenbefehl und wünscht ihnen sogar eine glückliche Reise. Für den Vater Rektor aber sendet er noch ein besonderes Schreiben mit. „Nach Unserem Willen“, heißt es darin, „ist dem protestantischen Theologen Hedhessi unverzüglich die beste Pfarre ganz Ungarns zu übergeben. Sollten wir Nachricht erhalten, daß Diesem nicht so geschehen ist, daß Hedhessi oder gar die Protestanten Ungarns wegen dieser Sache beleidigt worden sind, werden wir in jedem Fall Gegenmaßnahmen erlassen. Gegenmaßnahmen, die dann aber mehr als nur drei Reisen und einige Dukaten kosten könnten.“

Indes — Friedrichs Besorgnis war überflüssig. Alles geschah so, wie der große König es wünschte.

Ein Soldat der Arbeit schreibt...

Nieder Schwedeldorf, den 26. August 1934.

Lieber Rudolf!

Nimm Dir mal eine Karte von Schlesien vor und suche Dir an der Grenze nach der Tschechei hin den Glatzer Gebirgskessel. Mitten drinnen liegt Glatz. Einige Kilometer südlich davon findest Du dann das Dorf, in dem ich zur Zeit als Landdienstfreiwilliger sitze, d. h. zum Sitzen komme ich höchstens mal spät abends, doch lege ich mich da schon lieber lang . . .

Du wunderst Dich, daß ich nicht nach Beendigung des Semesters schnurstracks und reumütig wieder in die Arme des Vaters Rhein nach „Rölle“ zurückgekehrt bin. Erstens einmal hat es uns Ostsemestern in Schlesien so gut gefallen, daß wir es mit der Heimfahrt sicher nicht eilig gehabt hätten, und zweitens wollten wir den schlesischen Bauern bei der Arbeit kennenlernen. So kam es, daß mehrere Kameraden und Kameradinnen des Ostsemesters, darunter auch Kurt und ich, sich für den schlesischen Landdienst meldeten, der in der Zeit vom 1. August bis 15. September läuft.

Nun sind es schon wieder über 3 Wochen her, seit wir aus unserm feinen Vorbereitungslager in Ober Runzendorf am Rande des schlesischen Vorgebirges in unser Einsatzdorf abgerückt sind.

Während die meisten anderen Kameraden in die Walddörfer an der polnischen Grenze im Norden kamen, gehören Kurt und ich zu den Kameraden, die in der Grafschaft eingesetzt sind. Außer uns beiden gehören zu meiner Dorfgruppe noch zwei Mädels aus Leipzig.

Stelle Dir vor: In einem herrlichen Tale lang hingezogen ein sauberes Gebirgsdorf, eingebettet in weilige, gelb schimmernde Getreidefelder, auf deren jetzt nach dem Schnitt schon kahlen gebogenen Rücken die Getreidepuppen gegen den zart blauen Horizont naher Gebirgsketten stehen. So sieht die Landschaft aus, in der wir arbeiten. Die Körnerernte, die hier oben viel später liegt als unten in der Ebene, ist jetzt fast zu Ende — wir fahren die letzten Fuhren ein.

Die vergangenen zwei Wochen haben wir geschuftet, daß uns „das Hemde am Saumen klebte“. Das Buddeln voriges Jahr im Arbeitsdienst war dagegen eine sanfte Beschäftigung, die nie in Arbeit „ausartete“ und vor allem nicht von früh um 5 Uhr bis abends um 7 Uhr dauerte. Die erste Zeit bin ich denn auch regelmäßig beim Abendbrot eingepennt. Aber wir wollten und durften uns nicht blamieren. So hatten wir auch bald den toten Punkt überwunden. Der Mensch gewöhnt sich eben an alles. Und jetzt sind wir abends noch so frisch, daß wir an unsere Arbeit in der Dorfgemeinschaft herangehen konnten. Da ist in erster Linie die Jungbauernschaft, die sehr gut zu werden verspricht. Nur fehlt ihnen noch der nötige Stoff, also Liedgut und Tänze usw. zur Ausgestaltung ihrer Zusammenkünfte und etwas Anleitung für ihre Arbeit. Sie nahmen unsere Hilfe gerne in Anspruch. Als Probe unserer Zusammenarbeit wird in einiger Zeit das Erntefest steigen, mit neuen Liedern, Theaterspielen

und Volkstanz. Die Pieder übe ich ein, Kurt macht den Regisseur und die eine Kameradin versteht sich fabelhaft auf das Volkstanz. Sie hat es sogar fertiggebracht, mich zum Mittanz zu bewegen und — Du wirst lachen — es hat mir geradezu Spaß gemacht. Zum Dabeistehen ist der Volkstanz nicht geeignet, aber zum Mittun.

Neulich am Abend vor der Abstimmung waren Kurt und ich im Wirtshaus. Da ist neben dem stillen Gespräch in der Bauernfamilie die beste Gelegenheit, die politische Stimmung der Bauern kennenzulernen. Wie bei uns, so merkt man auch hier noch den Einfluß der schwarzen Reaktion. Wir haben nicht lange gefackelt, sondern gleich den Kampf aufgenommen. Schließlich hörte uns das ganze Wirtshaus zu. Die Gaststube hatte sich in ein volles Versammlungslokal verwandelt, und wir waren Versammlungsleiter, Redner und Saalschutz zugleich. Es ist sehr gut, daß ich als Jurist etwas vom Erbhofgesetz verstehe. Die Schulung im Vorbereitungs-lager war für den Nichtjuristen zu kurz. Da habe ich denn unsern Bauern erst mal so einiges davon klar gemacht. Überhaupt steht und fällt meiner Auffassung nach das Gesetz in seiner praktischen Durchführung mit der Aufklärung der Menschen, die es angeht, nämlich der Bauern und deren Erziehung zum Staate. Da können wir Landdienststudenten sehr viel helfen.

Und nun etwas von dem persönlichen Verhältnis zu unsern Bauern. Als wir kamen, haben sie uns als bessere Sommergäste betrachtet, die von ihnen auf höheren Druck hin einlogiert werden mußten. Daher war die Aufnahme nicht die freundlichste. Ehe sie davon überzeugt waren, daß wir nicht nur essen, sondern vor allen Dingen arbeiten wollten, sind mindestens 8 Tage vergangen, daß wir sogar freiwillig arbeiten und ohne berufliche Verpflichtung zu ihnen gekommen sind, glauben sie jetzt noch nicht so recht. Sie haben eben bis jetzt nur Ferienkinder und erholungsbedürftige SU-Männer gehabt. Aber im Grunde ist es die schlechte Meinung, die der Bauer durchweg von dem Studenten hat. Da haben wir die alten Sünden des vergangenen Studententyps wieder gutzumachen, wir müssen eben an die Stelle des alten einen neuen Typus, den des nationalsozialistischen Studenten, setzen und den erkennt der Bauer eben nur im Landdienststudenten. Aber wir haben schon jetzt unsern Platz im Hofe unserer Bauernfamilien. — Auch die Mädels mußten sich ihre Arbeit regelrecht erobern. Aber auch sie haben das volle Vertrauen der Bäuerin gewinnen können, dürfen in die Kochpötte kicken und an die Röhre ran. —

Schon aus dem kurzen Ausschnitt, den ich Dir gab, siehst Du, daß Deine Auffassung, daß Landdienst und Arbeitsdienst sich nicht wesentlich unterscheiden, falsch ist. Das bedeutsame Unterscheidungsmerkmal liegt darin, daß der Arbeitsdienst lediglich Erziehung und daher Voraussetzung für jeden weiteren persönlichen Einsatz ist. Der Landdienst aber ist persönlicher Einsatz und stellt weit höhere Anforderungen. Da hilft Dir nicht der Rhythmus des Lagers, Du mußt ganz auf Dich und die 3 oder 4 Kameraden im Dorf gestellt, Deine Stellung in der Dorfgemeinschaft finden und Dir die politischen Aufgaben suchen. Infolgedessen, meine ich, sollten nur diejenigen in den Landdienst

gehen dürfen, die die Arbeitslagererziehung hinter sich haben und schon im Arbeitslager ihre Befähigung zu einer Aufgabe, wie sie der Lagerdienst darstellt, nachgewiesen haben. Vor allem aber muß das Prinzip der Freiwilligkeit im Landdienst aufrechterhalten bleiben, da im Landdienst gerade die besten Kerle gut genug sind — und das sind eben immer die Freiwilligen.

Aber der Landdienst ist uns nicht nur eine Aufgabe, zu der uns ein inneres Pflichtgefühl treibt, sondern er bringt uns auch eine ungeheure persönliche Bereicherung. Wir lernen Menschen kennen und schätzen, die so ganz anders in ihrer Art zu leben sind als wir — und doch sind sie unsere Volksgenossen. Wir lernen eine Landschaft kennen, die so ganz anders ist, als gerade z. B. unsere Heimat — und doch ist sie Deutschland. — Das Schönste aber ist das Bewußtsein, daß man eine Aufgabe im Landdienst hat, für die man persönlich als nationalsozialistischer Student verantwortlich ist — und wenn es nur ein Bauernhof oder ein Bauerndorf da irgendwo an der Grenze ist.

Deshalb werden wir, d. h. die Gruppe Nieder Schwedeldorf, im Wintersemester wieder nach Breslau gehen und im Frühjahrsdienst wieder bei unseren Bauern arbeiten und dort fortsetzen, wo wir dies Jahr aufhören werden.

Dieselbe Absicht hat auch Kolf, der mir gestern aus seinem Dorf dicht an der polnischen Grenze bei Neumittelwalde schrieb — und wir hoffen, daß auch Du das nächste Semester mit uns nach Schlesien kommst, damit wir dann im Frühjahr alle zusammen zum Bauern gehen können.

Heil Hitler!

Günther.

Straßenbauarbeiter

Wir schaufeln Schutt, Gestein und Sand
in schwankende Eisenloren,
die Karren voll bis an den Rand,
dann hin, zurück, schnell umgewandt,
und hacken weiter und bohren.

Walzen drücken die Steine schwer,
es keuchen die Lokomobilen,
kein Stein rührt sich vom Platze mehr,
eine Ebene sind jetzt die vielen.

Wir schaufeln Boden, schütten Kies
und setzen Stein an Stein,
die der Hammer in die Waage wies,
stampft die Ramme wuchtig ein.

Belebt wird Handel und Verkehr,
bald werden Lasten und Waren,
Wagen und Autos — immer mehr —
darüber gehen und fahren.

— Und wir, die wir lange vergaßen
der Arbeit Segen, spüren:
Wir bauen neue Straßen,
die in bessere Zeiten führen.

Walter Rühn.



Vegetwarte
Orig.-Scherenschnitt

Maria Anders-Schweidnitz

Gestaltwerdung der Frau

Von Dora Lotti Kretschmer

In jedem lebt ein Bild des, was er werden soll.
So lang er das nicht hat, ist nicht sein Friede voll . . .

Ein Schlesier sprach aus inniger Selbstbesinnung dies tief und nachhaltig klingende Wort. Er sagt es vom einzelnen Menschen, der sich freilich solcher in ihm lebenden Kraft nur für Augenblicke bewußt wird; meist bleibt sie im Bereich des „dunklen Dranges“, der ja dem Guten den rechten Weg beharrlich anzeigt. Es ist eine sittliche, eine dem göttlichen Willen aufgetane Eigenschaft, dieser Drang, sich zu vollenden, das heißt, für sein Teil Gestalt werden zu lassen, was im Schöpferrat beschlossen ist.

Drei Dinge sind es, die Menschenwesen formen. Ererbtes Seelengut, eigenes Erleben, Volkes Schicksal. Sie bestimmen entscheidend den Weg des einzelnen, vielfach ohne daß es diesem, der Schritt vor Schritt sich vorwärtsmüht, -drängt, -tastet, in seinem Sinne aufgeht. Dazu würde *Besinnung* nötig sein. Es gibt aber viele, viele Stufen, die im Dunkel liegen, liegen müssen, die erklimmen werden, mächtigen Urinstinkten gehorchend, im dumpfen Suchen der Geburt. „Dumpf, das heißt stark“, sagt Goethe, und sein Wort wird durchscheinend klar, wenn man den anderen Pol ins Auge faßt, die überwache Selbstzergliederung. Diese hebt das Individuum viel zu selbstüchtig aus den großen Zusammenhängen heraus; „tatenarm und gedankenvoll“, betrügt sie sich um den Ursinn des Lebens: um das Streben. Denn ewig in der Ferne ist das Bild aufgerichtet, die Wunschgestalt dessen, was wir werden sollen. Und im Schreiten und Verweilen, in der Aktivität heißen Sichreckens, Zufassens und im verweilenden Besinnen, das ja in Wirklichkeit ein Verarbeiten in der Tiefe bedeutet, wird der Weg bezwungen. Das Gleiche stellt sich in größerem Ausmaß und überzeugend sichtbar dar, wenn wir an Stelle des einzelnen Menschen die Frau ins Auge fassen, die Frau in ihrem Bemühen um die Herausarbeitung ihrer Gestalt. Seltsam ist, daß in der mythischen Zeitenferne die Menschheit in ihren Morgenträumen das Bild der geahnten Vollkommenheit bereits schuf. Vom Fuß der Welt-esehe blicken die dem ewigen Werden dienenden „vielwissenden Maiden“, die Nornen her in die Zeiten. So scheinen ja auch die eben dem Erdenlichte aufgetanen Augen eines Kindes erschütternd tief vom uralten Wissen! Und so treten bei den knabenjungen Stämmen der Germanen aus dem Dunkel der unermesslichen Wälder die weisen, wissenden Frauen hervor und sind zugleich die heldischen Gefährtinnen und Schatzhüterinnen.

Ererbtes Seelengut, das an uns formt.

Die Jahrhunderte wandern. Am Waldweg der deutschen Seele wird das Bild des Christus aufgerichtet. Am eichenen Kreuzholz hängt sein zerquälter Leib um die Sünde der jammervollen Welt. Über sie hinaus weist seine Botschaft. Und mit „schmelzendem Herzen“ sitzen die Frauen zu seinen

wunden Füßen. Arme, in der Täglichkeit verbrauchte Frauen, Nonnen und Beghinen, auch Fürstinnen sind darunter. Sie haben sich abgewendet von dem Minnelied, das zu ihren Ohren drang, das warb um ihren minniglichen Leib, sie wollen nicht nur Geschlecht sein. Mit den „Federn der Sehnsucht“ fliegen sie, wie jene Mechtild von Magdeburg, aus der Welt voller Niedrigkeit und Not dem seligen Ziele der Gottesminne zu. Nicht mehr im Schatten der Wälder, im Riesenschatten des Kreuzes von Golgatha stehen die Frauen des 13. Jahrhunderts — auch jene in Stein geformten in den Domen, die vollkommenen Gebilde einer deutschen Blütezeit. Unter ihnen jene Madonnen, tief Schmerzgeadelt oder voll jener ruhigen Hoheit, wie die Gottesmutter von Bamberg.

Ererbtes Seelengut, das uns verpflichtet!

Und nach viel Barbarei und Elend, Frauenentwürdigung und Kindersterben, im Namen des Kreuzes verschuldet, nach seideknisterndem Tanzschritt auf höfischen Parketts und blutglatttem, hartgestampftem Boden der Bastille geschieht ein neuer Vorstoß. Nicht mehr die vielwissende Prophetin tritt hervor, nicht mehr die weltabgewandte ekstatische Büsserin — eine andere Seite der weiblichen Gestalt wird beleuchtet. Durch die romantischen Gefilde schreitet die Frau, neuen Morgen ahnend, glücklich bereit, mitzuträumen, mitzuleben. Denn dieses Mal will sie Gefährtin sein! Laufschende Psyche am Knie des Meisters, wie Bettine, ausblickend zu Goethe, es ersehnte. Sie will wert sein solcher Bekenntnisse, wie das Schellings war an Caroline.

„Erstirbt in mir des Mutes letzter Funken,
So sprich zu mir: Ich habe dich geliebt!
In diesen Worten liegt das höchste Leben,
Zur letzten Höh' dem Flug emporzuheben.“

Zu einer so gearteten Mission genügt nicht das sanfte Sichschmiegen, nicht die sorglich gehegte Wärme des häuslichen Herdes. Das „Ewig-Weibliche“ will in viel weiterem Sinne verstanden sein, wenn seine Ahnung den Geliebten höhenwärts nachziehen soll. Und so schrieb denn Schleiermacher in der revolutionären Zeitschrift der Romantik, im *Athenäum*, weil Frauen da waren, die nach solcher Vertiefung lechzten, in seinem Katechismus für edle Frauen den Glaubenssatz: „Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen und mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden!“

Zu den Bestrebungen, den Quellgrund deutschen Wesens aufzusuchen, gehört auch die Neigung der Romantiker, sich in Gemeinschaften zusammenzuschließen. Die Frau als Gefährtin trat in den Kreis, nicht um äußerer Vorteile willen, sondern um in all ihrer Erdenhaftigkeit die Gewißheit des göttlichen Ursprungs neu zu gewinnen. Um durch ernste Arbeit an sich selber ihrer aufs neue wert zu sein!

Ererbtes Seelengut. — Und nicht nur das. Sondern da die drei Ringe stets ineinandergreifen, auch Schicksal des Volkes und — eigenes Erleben. Denn es gibt für den einzelnen ja keine Möglichkeit, sich zu lösen von jenem Erbe

vergangener Zeiten und kein Entweichen dem Schicksal seines Volkes gegenüber.

Deutlich wird besonders dieses letzte wieder in der Frauenbewegung des späten 19. Jahrhunderts, die das häßliche Fremdwort „Emanzipation“ wählte — oder wurde es ihr von außen angehängt? — Wie ist es denn dem Deutschen gegangen? Die Welt war fast verteilt, als er sich seiner Lage besann. Und das Ringen um Gleichberechtigung füllte die Seiten der deutschen Nationalgeschichte nicht erst seit dem Frieden von Versailles. In der gleichen Beschränkung und Benachteiligung sah sich die Frau, als die Industrialisierung fortschritt, als der scharfe Wirtschaftskampf auch sie ergriff. Sie blieb nicht mehr die selbstverständlich „Behauste“, und so waren es auf einmal nicht mehr nur einzelne, die ihre Dienste anboten im Dienste der Allgemeinheit, es war ein Heer. Ein Heer von Kämpferinnen. Wenn gelegentlich auch über das Ziel geschossen wurde, so ist das ein Beweis mehr dafür, wie verknüpft das Geschehen mit der Lage des Vaterlandes war. Die Frau stellt immer das empfindlichste Zeitbarometer dar — und damals war gar vieles aus den Fugen.

Die Frauensliteratur jener Jahre beweist, daß es der Frau auch damals nicht nur auf die eigene Not, auf den Kampf um den Arbeitsplatz ankam, daß sie vielmehr auch das, was „ererbtes Seelengut“ benannt wurde, zu bewahren und zu mehren trachtete. Anderen Falles würde sie es auch nicht verdienen, am Schicksal ihres Volkes mitzubauen.

Sie hat es getan, auch im Kriege. Durch den Einsatz ihrer Körperkräfte, auch in weisensfremden Berufen, und durch Hingabe ihres Liebesgefühls an die Nation.

„Töne, goldne Glocke, töne
In mein Leben tief hinein!
Daß mein Herz sich fromm gewöhne,
Echo deines Klangs zu sein.“

Die Dankworte von Walter Flex an seine Mutter sind ein Danklied für alle deutschen Mütter der Jahre des Weltkriegs.

Und dann kam nach dem großen Opfergang das Bitterste, der Zusammenbruch, der alles in Frage stellte, was uns teuer war: Vaterland, Familie, ja sogar Gott. Es ist das alte heilige Frühlingswunder, was sich begab, als in dem zerrissenen, mit Füßen getretenen deutschen Erdgrund der neue Hoffungskeim erstand, die Idee des nationalen Sozialismus. Ihr flugsame sank in viele Herzen, auch in Frauenherzen, wund vom Pflug des schweren Volkschicksals. Er wuchs und trug Frucht. Und so ist denn die Frau der Gegenwart wieder bereit zu neuem, entscheidenden Vorstoß. Auch sie tritt an die alte, ewige Aufgabe heran: die Gestaltwerdung der Frau.

Tiefer als jemals begreift sie diesmal ihre Pflichten im Rahmen des Volksganzen. Das bedeutungsvolle Stück Geschichte der letzten zwanzig Jahre, das sie mit durchlitt und zu dessen Überwindung sie mit Kräften des Leibes

und der Seele beitrug, hat auch sie gereift zu volkhaftem Denken. Die Treue zur Art ist ihr, der Bewahrerin der Art und Sitte, gemäß. Für ihr Geschlecht schließt sie die hohe Verpflichtung ein, des ererbten Seelengutes zu gedenken. Wenn wir uns zurücktaften, weit zurück bis zu den Wurzeln der Weltese, durchweht uns die Ahnung tiefer Kräfte, die für das Volksganze nicht verlorengelassen dürfen. Und auch in dem Bild des, was wir werden sollen, darf dies Seelenhafte, das der Frühzeit die Krone der Weiblichkeit bedeutete, nicht fehlen.

Dies in Einklang zu bringen mit dem Schritt in die Zeit, ist nicht einfach. Denn im Alltag steht jede ganz für sich, im blickverengenden Gestrüpp der kleinen Pflichten, kleinen Verdrießlichkeiten, der enge Kreis droht uns zu verengen. Und doch wollen wir weiter, wollen zum Ziel! Wir können den Weg nicht fehlen, wenn wir treu sind gegen uns selbst. Die Idee des Opfers ist ja unserer Natur nicht fremd, und der Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ findet keinen Widerspruch bei denen, die begriffen, daß beides in Wahrheit zusammenfällt, daß wir so verknüpft sind mit dem Gedeihen und der Würde des Vaterlandes, daß unser eigener Nutzen gleich dem seinen ist. Deshalb würde auch der beste Wille irgehen, wenn die Frau, die ohnehin Vielgeschäftige, aus ihrem mütterlichen Erleben, ein neues Wesen in der Hut ihres eigenen Leibes sich entfalten zu lassen, nicht die Folgerung zöge, daß ihre Natur der gleichen Stille auch bedarf zur Verarbeitung der Ideen, denen sie sich widmet im Dienst des Volksganzen. Nimmermehr darf durch das Kämpferische das organisch Gründende weiblicher Wesensart verletzt werden! Nimmermehr sollte ein Zuviel der Anregung die Regung in der Tiefe übertönen. Es gibt ein rhythmisches Gesetz, das zwischen die Stunden des Vorwärtsdrängens, des durstigen Aufnehmens und Lernens, die Pausen der Besinnung fügt als Forderung des gesunden Wachstums von Seele und Leib. Nur die Frau, die ihrem tiefsten Wesen treu bleibt, wird den deutschen Weg mitgehen können zu Volkes und eigenem Nutzen. Es ist öfters von der „seelischen Mütterlichkeit“ der neuen Frauenbewegung gesprochen worden — was bedeutet sie anderes, als eben diese Treue zu sich selbst.

In strenger Selbstverantwortlichkeit schreitet die Frau über die schmale Brücke des Heute in eine deutsche Zukunft, der ihr Streben und Sinnen gilt. Volkes Schicksal ist das ihre. Und als einen Teil des großen Ringens um die Neugestaltung des völkischen Lebens begreift sie ihre Arbeit an sich selbst. Dazu gehört auch Selbsterkenntnis. Nur wenn sie diese gewinnt, in klarer Überschau ihres Wesens, wird sie ihre seelischen und tätigen Kräfte umfassend und fruchtbar dem Volksganzen zur Verfügung stellen können.

Wir tragen das Leben

Wir tragen das Leben
Und wir sind ferne
Allen den Dichtern,
Die an den Lichtern
Himmlicher Sterne
Gern sich berauschen:
Nein, unsere Schächte
Sind in den Tiefen
Unsrer Geschichte
Und in den Lichtern
Jungheiler Augen
Liegen die Quellen,
Die zu den hellen
Liedern uns taugen.

Nicht aus den Sphären
Wollen wir hören
Blutlose Klänge:
Nein, aus dem Schwingen
Unseres Blutes
Sollen uns klingen
Unsre Gefänge.

Und unser Fühlen
Soll sich nicht beugen
Tändelndem Spielen:
Nein, aus dem Wissen
Um unsre Sendung
Und weil wir müssen.
Unsrer Vollendung
Immer gedenkend,
Nicht uns verschenkend
Kraftlosem Schemen,
Wollen wir zeugen:
Denn wir tragen das Leben!

Herbert Schwarz.

NS.-Kulturgemeinde

Hand in Hand

Zusammenarbeit zwischen der NS.-Kulturgemeinde und dem NS.-Lehrerbund

Die NS.-Kulturgemeinde als die große Gemeinschaft aller am kulturellen Leben der deutschen Nation Anteil nehmenden Volksgenossen hat die große Aufgabe, eine aus nationalsozialistischem Lebensgefühl und deutscher Weltanschauung wachsende neue Volkskultur vorzubereiten. Ihre Lösung erfordert die Einpflanzung eines neuen kulturellen Wollens in das Herz jedes deutschen Volksgenossen, besonders in der jungen Generation.

Der nationalsozialistische Erzieher, dem für die Heranbildung eines neuen, im Geiste des Führers wirkenden Geschlechts eine ganz besondere Verantwortung zufällt, nimmt an der Durchführung der NS.-Kulturgemeinde gestellten Aufgaben stärksten Anteil.

Der NS.-Lehrerbund, als der Zusammenschluß der deutschen Erzieher, ist darum bereit, die Bestrebungen der NS.-Kulturgemeinde nach Kräften zu fördern.

Um die von der Bewegung geforderte Einheitlichkeit der kulturellen Bestrebungen beider Organisationen sicherzustellen und um engste Zusammenarbeit zu gewährleisten, wurde folgende Vereinbarung getroffen:

1. Die Dienststellen und Einrichtungen der NS.-Kulturgemeinde stehen dem NS.-Lehrerbund für seine künstlerischen und kulturellen Aufgaben zur Verfügung.
2. Der NS.-Lehrerbund überträgt die Durchführung aller Veranstaltungen auf den Gebieten Theater, Film, Vortragswesen, Schrifttum, Konzert, Bildende Kunst der NS.-Kulturgemeinde.
3. Die Mitglieder des NS.-Lehrerbundes werden im Vollzug der Anordnung des Reichsministers Ruft vom 17. März 1934 U II C 3610 K den Ausbau der Jugendgruppen der NS.-Kulturgemeinde (früher Deutsche Jugendbühne) tatkräftig unterstützen.
4. Die Mitglieder des NS.-Lehrerbundes werden Verpflichtungen zum regel-

mäßigen Besuch künstlerisch-kultureller Veranstaltungen (Abonnements) ausschließlich über die NS.-Kulturgemeinde als der einzigen parteiamtlich anerkannten Organisation eingehen.

5. Der NS.-Lehrerbund entsendet einen Beauftragten als ständigen Verbindungsmann in die Reichsamtseitung der NS.-Kulturgemeinde.

NS.-Lehrerbund

(gez.) Hans Schemm.

Die NS.-Kulturgemeinde in der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“

(gez.) Dr. Walter Stang.

Das Abkommen zwischen dem NS.-Lehrerbund und der NS.-Kulturgemeinde konnte bereits im Rahmen der großen Leipziger Kulturwoche, bei der der nationalsozialistische Lehrerbund Sachsens vom 5.—7. Oktober seine Tagung abhielt, praktisch ausgewertet werden. Am Sonntag, dem 7. 10. dieses Jahres, tagte die NS.-Kulturgemeinde und der NS.-Lehrerbund g e m e i n s c h a f t l i c h. Die Tagung wurde eingeleitet durch eine „Stunde der Künste“, in der der Leiter des Reichsamtes der NS.-Kulturgemeinde, Dr. Walter Stang über „Kunstpfllege“ sprach. Es folgten ein Vortrag des Leiters der Musikabteilung im Reichsamt, J. W. Herzog über „Deutsche Musik und nordischer Geist“ und ferner Ausführungen von Professor Dr. Bauch, Freiburg über die „Geschichtlichen Voraussetzungen einer kommenden Kunst“. Schon diese erste Tagung beider Organisationen hat bewiesen, daß das getroffene Abkommen nicht problematischer Natur ist, sondern in gemeinsamer praktischer Arbeit zu wesentlichen positiven Ergebnissen zu führen vermag. Die Verhandlungen mit dem NS.-Lehrerbund in Schlesien wegen zukünftiger gemeinschaftlicher Zusammenarbeit wurden bereits angebahnt.

Abkommen zwischen der NS.-Kulturgemeinde und dem NSD. Studentenbund

Der Leiter der Reichsamtseitung der NS.-Kulturgemeinde, Dr. Walter Stang, und der Amtsleiter des NSD. Studentenbundes, Albert Verichweiler, haben eine Vereinbarung getroffen, derzufolge innerhalb der NS.-Kulturgemeinde ein Studenten-

ring gebildet wird, der ihr in organischer und kunstwertender Hinsicht untersteht. Der Kulturamtsleiter des NSD. Studentenbundes oder ein von ihm gestellter Vertreter tritt als Leiter des Studentenringes in die Reichsamtseitung der NS.-Kulturgemeinde

ein. Gleiches geschieht in den einzelnen Gauen. Die NS.-Kulturgemeinde stellt dem NSD. Studentenring alle Dienststellen und Einrichtungen zur Durchführung seiner kulturellen Aufgaben zur Verfügung. Der NSD. Studentenbund unterstützt die Arbeit der NS.-Kulturgemeinde in jeder Hinsicht, so zum Beispiel durch weitestgehende Verpflichtungen seiner Mitglieder zum regelmäßigen Besuch der Veranstaltungen der NS.-Kulturgemeinde, durch Beitragsleistungen usw.

Auch dieses Abkommen bringt uns dem Ziele einer Zusammenfassung und Zusammenarbeit aller am künstlerischen und kulturellen Leben interessierter Deutscher um ein wesentliches Stück näher. Die Verhandlungen wegen der Zusammenarbeit in Schlesien wurden sofort eingeleitet. Br.

Breslau

errichtet ein städtisches Kulturamt

Der Oberbürgermeister der Stadt Breslau, Dr. Fridrich, gründete im Oktober dieses Jahres ein städtisches Kulturamt, mit dessen Leitung der Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde, Bürgermeister Schönwälder, betraut wurde. Das Kulturamt umfaßt folgende Arbeitsgebiete:

1. Theaterwesen (Oper, Schauspiel, Pantomime, Puppentheater, Besuchergruppe),
2. Musikwesen (Philharmonie, Musikamt usw.),
3. Kunstziehung (Bildende Künste, Kunstgewerbe, Morgenstern-Stiftung usw.),
4. Kunstsammlungen (Museen),
5. Förderung von Kunstvereinen und Künstlern,
6. Vergabung von Kunstaufträgen,
7. Schrifttum (Büchereien, Veschallen, Archive, Stadtgeschichte),
8. Heimatschutz und künstlerische Gestaltung des Stadtbildes.

Das vorläufig dem Verkehrsamt angegliedert gewesene Musikamt wird mit dem Kulturamt verschmolzen.

Die Errichtung des städtischen Kulturamtes ist für unsere schlesische Hauptstadt ein weiterer bedeutender Schritt zur Schaffung einer neuen deutschen Volkskultur. Die einheitliche und straffe Zusammenfassung aller kultureller Arbeitsgebiete in einer Hand, begleitet von nachdrücklichster Förderung durch die gesamte städtische Verwaltung, gibt die Gewähr für planvolle und großzügige Aufbauarbeit. Schon die „Schlesischen Kulturtag“ im Juni dieses Jahres haben gezeigt, daß Breslau auch auf kulturellem Gebiet gewillt ist, richtungsvoll vorwärtszuschreiten. An der Breslauer Bevölkerung

liegt es nun, die Aufgaben des städtischen Kulturamtes und der NS.-Kulturgemeinde so zu unterstützen, daß Breslau wieder zum Kulturbollwerk des ganzen deutschen Südostens wird. Br.

Die NS.-Kulturgemeinde führt die neunte Sinfonie auf

Die Aufführung der neunten Sinfonie ist ebensowenig vom rein Konzertmäßigen aus zu verstehen, wie seiner Zeit der „Schlesische Komponisten-Abend“ der NS.-Kulturgemeinde. Es handelt sich hier um ein planmäßiges Abschwenken von dem alten Crotte der üblichen Konzertprogrammgestaltung. Freudige Förderung zeitgenössischer deutscher Musik, ehrerbietige Achtung vor den Meistern der Vergangenheit — auf diesen Forderungen bauen sich die Veranstaltungen der NS.-Kulturgemeinde auf. Wer zu dieser Aufgabenstellung keine innere Beziehung zu finden vermag, wird sein Urteil stets auf falschen Voraussetzungen aufbauen. So ist es denn auch einerlei, welcher Beliebtheit oder Unbeliebtheit sich das Tripel-Konzert von Beethoven in der Musikgeschichte erfreut. Die außerordentlich saubere Ausführung (Solisten: Franz Schärer (Violine), Albert Müller-Stahlberg (Cello), Alfred Rittmeier (Klavier) und der starke Widerhall, den das Werk bei den Hörern fand, rechtfertigen seine Aufführung durchaus. Ganz abgesehen davon, daß durch dieses Werk denn doch noch zuviel Beethovenscher Atem weht, als daß man es heute mit einem Achselzucken abtuen könnte.

Zu einem ehrlich verdienten, großem Erfolg gestaltete sich die neunte Sinfonie, für deren klangliche Auswertung die Schlesischen Philharmoniker ihr großes Können restlos einsetzten. Der „Deutsche Chor“ — 1932 als erster und einziger nationalsozialistischer Chor gegründet — bewies, welche beachtliche Erfolge eiserner Fleiß und die rein ideelle Freude an deutschem Musizieren erreichen. Im Dynamischen gut abgestuft, in der Tongebung sauber und klangvoll, ließ die chorische Leistung an dem ekstatischen Abschluß der Sinfonie keinen wesentlichen Wunsch offen. Die Auswahl der Solisten kann ebenfalls gutgeheißen werden. (Charlotte Kraeker-Dietrich, Hilde Sauer, Alfred Stöckel, Gerhard Bertermann). Karl Schmidt-Velden — im Braunhemd — dirigierte und gab den gestaltenden Faktoren des Abends in seiner Person vollendeten Ausdruck:

Einheit von Gesinnung und Leistung!

Theater und Oper

Deutsche Revolution und Opernbühne

Die Frage nach den zeitbedingten Aufgaben einer deutschen Opernbühne rückt heute stärker in den Kreis allgemeiner Anteilnahme, als es in den vergangenen Jahren der Fall war. Soweit bisher in begrenztem Maße öffentlich Stellung genommen wurde, argwöhnte man immer wieder, daß das Für und Wider nur allzu locker im Sachlichen verankert sei, und bewies damit, daß die Erkenntnis der naturnotwendigen Bindungen des deutschen Theaters an die Revolution von 1933 noch längst nicht im erforderlichen Maße Wurzel geschlagen hat. Die deutsche Revolution hat trotz aller Ehrfurcht ihrer Träger vor der Tradition unter das vergangene Jahrzehnt einen dicken Schlufstrich gezogen und damit ihre bewußte, absolute Abkehr von all den Kräften vollzogen, die jener Zeit das Gesicht verliehen. Schluß gemacht wurde mit dem schönen Begriff „Zeitgeist“, ein Mann gab einer neuen Geschichtsepoche das Gepräge und nur neue Männer, unbelastet mit den Denk- und Lebensformen des liberalistischen Zeitalters, konnten alle Brücken hinter sich abbrechen und der nationalsozialistischen Weltanschauung in Politik und Wirtschaft Formung verleihen, die die Keinerhaltung des Inhalts für immer gewährleistete. Junge Menschen waren es, die der Weltkrieg und seine Folgen gerade in den Jahren ihres inneren Reifens zu Nationalsozialisten hämmerte. Nun sind sie es, ohne sich darum bemühen zu müssen. Hier taucht das Problem der Generationen auf! Da steht die Generation der Männer, die sich durch fachliche Tüchtigkeit und Leistungen im Leben emporgearbeitet haben, die sich nun aber dem Sturm eines neuen Geistes gegenübergestellt sehen, eines Geistes, den sie sich vielleicht gern zu eigen machen möchten, — aber nicht können. Die inneren Hemmungen, die ein Menschenalter bewußt andersgearteter Lebenshaltung in ihnen aufgerichtet hat, zwingen sie im besten Falle zu stiller Resignation, im gefährlichsten zu Kompromissen. Auf der anderen Seite die Jungen! Sie sehen ihre Lebensaufgabe erst vor sich, sie haben sich allein von ihrem Führer die Werkzeuge in die Hand geben lassen, um an ihrem Maße zum Bau des neuen Deutschland beizutragen. Die Entwicklung des deutschen Theaters stößt in starkem Maße auf dieses Problem. Die unerbittliche Härte und Geradlinigkeit liegt heute noch in den weitaus meisten Fällen der Wesensart des Künstlers ebenso fern, wie sie andererseits ein nicht wegzudenkender Bestandteil des heutigen Staatsmannes ist. Dieser aber ist das Vorbild des jungen Menschen der Gegenwart, seine Tugenden will er auch über die anderen Lebensgebiete, so auch über die Kunst, herrschen sehen. Die restlos vom Sinn der deutschen Revolution erfüllte, vorwärtsstoßende Kraft wird erst dann in das deutsche Theater einziehen, wenn zumindest mit seiner geistigen Führung Männer

betrachtet werden, die nicht beschwert sind mit künstlerischen Wertungen einer überwundenen Zeit, die die Triebkräfte ihres Handelns einzig und allein dem Kulturprogramm der Bewegung entnehmen. So lange diese Voraussetzung nicht erfüllt ist, wird die junge Generation sich nie das Recht nehmen lassen, über die Geradheit der Wege, die zu dem gesetzten Ziel führen sollen, unter völliger Ausschaltung persönlicher Zu- und Abneigungen zu wachen. Wir verkennen die praktischen Schwierigkeiten, die sich dem selbstverständlich vorhandenen guten Willen entgegenstellen. So sagt man uns mit dem nachsichtigen Lächeln, das einer „über das Ziel hinauschießenden“, „jugendlichem Idealismus“ entsprungene Forderung zukommt. Ja, was fordern wir denn schon Tolles? Nur einige Hauptpunkte seien hier erörtert: Zielklarheit, Geradheit des Weges, aufrichtige, deutsche Künstler. In dieser Dreieckigkeit ist eines durch das andere bedingt, liegt in einem etwas im argen, ist der Rest unerreichbar.

Aufrichtige, deutsche Künstler, — wie viele Tausende sind dem verjudeten Theaterbetrieb der Vergangenheit zum Opfer gefallen und wie viele kämpfen noch heute einen schier aussichtslosen Kampf gegen den Ungeist des Intrigantentums, der Liebedienerei, gegen jenes furchtbare Erbe einer Zeit der Heuchelei und des Hintenherumredens und -handelns. Bazillenträger war und ist der Jude, ihm ist daher als Künstler auch für immer das Tor eines deutschen Theaters versperrt. Hoffnungslos erkrankt sind aber auch viele der anderen, die durch einstmaliges allzu starkes Entgegenkommen jenen Kreisen gegenüber für ihr ganzes Leben infiziert sind und daher untauglich zu schöpferischer Arbeit im Staate Adolf Hitlers. Seht man von dem Standpunkt aus, daß die Künstlerchaft für die Reinhaltung der deutschen Seele dieselbe Bedeutung hat, wie die Beamtenschaft für die Sauberkeit des Staatsapparates, dann kann man die Anwendung des Berufsbeamtengesetzes auf die erstere nur dringend wünschen. Ein Ensemble wahrhaft nationalsozialistischer Schauspieler wird sich als Glied im Ganzen fühlen, eine gewisse soldatische Selbstdisziplin wird es dem einzelnen ebenso unmöglich machen, Rollen zu erschleichen, wie es nie einem SA.-Mann einfallen wird, bei seinem Sturmführer gegen seinen Scharführer zu agitieren. Gleichbleibende Hochwertigkeit und künstlerische Geschlossenheit der Aufführungen kann nur durch eine derartige Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaft gewährleistet werden, die andererseits ihre Kräfte nur für Werke einzusetzen vermag, die dem dienen, wofür die Kunst vorhanden ist: dem Volke!

So unmöglich es manchem Wissenschaftler alter Prägung sein mag, zu verstehen, daß die „Zeit einer ‚voraussetzungslosen‘, ‚wertefreien‘ Wissenschaft zu Ende ist“ (Krieck), so wenig zeugt noch heute mitunter der Spielplan deutscher Theater von der Erkenntnis, daß der Wert eines Kunstwerks nicht in ihm selbst beruht, sondern in seiner Verknüpfung mit der Lebensganzenheit, in seiner Bedeutung für das Volk. Diese fundamentale Tatsache ist Wegweiser, der in seiner gebieterischen Einmaligkeit das Wort von den „vielen Wegen, die nach Rom führen“ Lügen straft. Das Theater darf nicht

mehr Treffpunkt einer Anzahl begüterter Intellektueller sein, die vielleicht zum großen Teil mit einem festen Urteil über deutsche Kunst einigermaßen ungefährdet auch einmal einem zweifelhaften Werk gegenüberzutreten können, das Theater soll Stätte der Erbauung und Erziehung für ein ganzes Volk sein. Daher sind in erster Linie Werke jüdischer Autoren unmöglich, und daher ist es auch eine Verirrung, Texte und Melodien einer Bewegung, die Deutschland ins Verderben riß, auf die Bühne zu bringen. Es ist ein billiger, von innerer Haltlosigkeit zeugender Ausweg, hier von Kleinlichkeit reden zu wollen. Die Frage der Spielplangestaltung wird in der kommenden Spielzeit noch brennender werden, weil dann Wagner kaum wieder so stark im Vordergrund stehen kann und braucht, wie jetzt. Dann muß sich erweisen, ob das suchende Auge an den Forderungen der Gegenwart so geschult, der Mensch von den Notwendigkeiten einer neuen deutschen Kultur derart erfaßt ist, daß er mit den Werken der Hamburger, eines Händel, der Romantiker u. a. die größtmögliche Ausweitung des natürlichen, historisch gewordenen Spielplans zu einer tragfähigen Grundlage deutscher Opernkultur herbeiführt. Ein solcher Spielplan wird einmal des ausländischen Elements in höherem Maße entbehren können, er wird bei aller Mannigfaltigkeit jene innere Einheit besitzen, die unbedingte Notwendigkeit ist, um auch die größte Hörerschaft in unmittelbarem und stetigen Verständnis zu fesseln, er wird aber auch der Arbeit der Ausführenden jene innere Stetigkeit verleihen, die unumgängliche Vorbedingung zur organischen Ausbildung eines der gesamten deutschen Opernbühnen gemeinsamen Darstellungsstiles ist. Am Ende dieses Weges steht das wahre deutsche Volkstheater im besten Sinne des Wortes. Dann darf es den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, Kulturbollwerk zu sein. Seine Mauern sind dann fest gefügt aus Werken deutschen Kunstschaffens, verteidigt werden sie durch verantwortungsfreudige, leistungsstarke deutsche Künstler, Schutz bietet es dem schaffenden deutschen Meister und nie versiegender Kraftquell wird es dann dem deutschen Volke sein.

Dr. Walther Schulz

Uraufführung

Das größte Theater Hamburgs, das Thalia-Theater, hat das neue Revolutionsdrama von Waldemar Glaser „Spitzbuben der Tugend“ zur Uraufführung erworben. Weiterhin laufen Verhandlungen mit Sera.

**Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde
Tretet ein in die Theater- und Konzertgemeinde**

Anmeldungen

nimmt die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstr. 49 (Laden) entgegen

Schrifttum · Buchbesprechung

Haben Sie schon gewußt?

Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums hat das Buch von Waldemar Glaser: „Ein Trupp SA“ aufgenommen in die hundert ersten Bücher für nationalsozialistische Büchereien.

Für den Weihnachtstisch erhalten Sie in der Deutschen Buchstube, Breslau, Schweidnitzer Straße:

Glaser, Waldemar: „Ein Trupp SA.“ Ein Stück Zeitgeschichte. Leipzig: Voigtländer 1932. Kart. 3,—, Wv. 3,90 RM. 18. Auflage.

„Au sein bir.“ Schläsche Geschichtla und Gedichtla. Breslau. Uttikal 1932. Kart. 0,85 RM. 2. Auflage.

„Stahlkreuz an der Ruhr.“ Leben und Sterben Albert Leo Schlageters. Stuttgart. Union 1934. Wv. 2,50 RM. 8. Aufg.

Es erscheinen im November:

„Jenerwanzen.“ Bauernjungen retten ihr Dorf. Stuttgart. Union 1935. Leinwand 1,50 RM.

„H. in Kampf und Spionage.“ Breslau. Ferdinand Hirt 1935.

Reinhold Schneider. Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich. Insel-Verlag Leipzig. Leinen 3,80 RM.

Heimische Städte und Landschaften sind hier in gepflegter Sprachform und mit sicherem Blick für das Wesentliche dargestellt. Aus dem jeweiligen Einzelschicksal von Nord und Süd, von Ost und West ergibt sich ein geschlossenes Bild. „Uns bleibt nichts, als alle Erscheinungen auf das Reich zu beziehen.“ Davon geht der Verfasser immer wieder aus. Der Teutoburger Wald wird ihm ebenso zum Sinnbild deutschen Wesens wie die Marienburg. Nürnberg offenbart die Reichsherrlichkeit in gleicher Weise wie Bremen. Auch Paderborn ist Träger des Gesamtchicksales: „Von hier aus führte Karl der Große seinen dreißigjährigen Krieg mit den Sachsen, in Paderborn tobte der zweite dreißigjährige Krieg, den vielleicht dieselbe Unvereinbarkeit der Kräfte, derselbe Zwiespalt und dieselbe Dynamik des deutschen Wesens entfachten.“ Norddeutsches Volkstum schildert in jüng-

ster Zeit besonders Hans Friedrich Blunck. Reinhold Schneider findet ähnliche Deutungen. Bei Bremen und den Überseefahrten heißt es: „Es ist das Schicksal des Deutschen, entweder Ungeheures zu begehen oder sich von der Welt zu wenden, wie von einem Schattenspiel, das keiner Mühe lohnt.“ Tangermünde und die Bauten dieser Landschaft werden in verwandtem Sinne erklärt. „Wo alles fehlt, das ihm helfen oder ihn beschützen könnte, da schwingt sich der Mensch zum Höchsten auf, sofern er stark genug ist, nicht zu zerbrechen. Er hat nichts als die Erde unter seinen Füßen, als den Willen in seiner Brust und läßt Türme in den Himmel steigen, mächtige Hallen sich wölben; er besitzt nichts, aber er ist erfüllt, und diese Gleichzeitigkeit von Not und Reichtum läßt ihn zum Schöpfer werden, der einen jeden Mangel überwindet.“ So mögen viele die nordische Backsteingotik erleben, die deutscher Gläubigkeit und deutschem Sinnen einen ganz besonderen Ausdruck verlieh.

Darum mußten auch Friedrich Wilhelm IV. und seine „Verehrung alter Formen“ eine andere Betrachtung erfahren, als wir sie bisweilen erleben. Diesem König wird der Verfasser ähnlich gerecht wie den kleinen Residenzen, die solange fälschlich geschmäht worden sind. Die Abschnitte Nürnberg, Hohenzollern, Rudolstadt beweisen es aufs beste. Reinhold Schneider weiß, daß Zentralisation, Blick auf das Ganze, das Reich keineswegs ein Zerstören der Einzelform bedeutet. Sondern ihm ist die Vielfältigkeit von Landschaft und Menschen ein bereichertes Zeugnis für den Reichtum des Ganzen, für die doch vorhandene Einheit. Das zeigt vor allen Dingen auch der letzte Abschnitt: Ostland. Der Geist der Ordensritter, Ropernikus und Kant sind ihm Ausdruck gleichen Blutes, gleicher Gesinnung. Ihr Schaffen und das Wirken ihres Ruhmes in alle Welt zeigen, daß sie im Dienst der Gesamtheit standen. Luthers Tat hätte man in diesem Sinne mit einbeziehen sollen. Ihr wird Schneider vielleicht nicht ganz gerecht. Aber der sonst gebotene Überblick läßt einige Mängel leicht vergessen. Die Betonung des Reichsgedankens ist das Wesentliche an dem Buch, das uns die Wahrheit seines Ausklanges offenbart. „Was das Reich wachsen ließ und zersprengte, das ist unsere eigenste, persönlichste Not.“

Das Leben im Tode. (Aus einer Geschichte unserer Zeit) von Hans Ruhn. Verlegt bei Gotthard Peshko, Darmstadt.

Wenn das Wesentliche der heroischen Grundhaltung der mutige Trotz und der bejahende Wille gegenüber Untergang und Vernichtung ist, dann ist dieses „Leben im Tode“ heroisch. Es sieht dem Schicksal ins Auge. Es zeigt in aller Härte den Abgrund, über dem sich das menschliche Geschick aufbaut. Und es offenbart in strahlender Helle, daß nur derjenige das Leben besitzt, der es hinzugeben versteht, weil er sich mit dem Tode vertraut gemacht hat.

Hans Ruhn gehört zu den ganz jungen Kämpfern, die erst im letzten Kriegsjahr an die Front kamen. Es zeigt sich, daß gerade sie ein besonderes Maß von Widerstandskraft und Begeisterung, von Ausdauer und Zähigkeit, von Unerblichkeit und Glauben mitbringen mußten, um seelisch nicht zu zerbrechen. Die große gewaltige und mitreißende Hingabe einer ganzen Volksbewegung, die im gemeinsamen Opfergang zur Front drängt, die aber auch in einem noch nie erlebten Siegeszug unendlichen Ausmaßes die Kraft und Unwiderstehlichkeit ihres Wollens erlebte, steht ihnen nicht mehr zur Verfügung. Wohl schwingt in ihnen das große Vorbild jener Jugend, die vor Langemark, Loretto und Verdun, in Ost und West, in Nord und Süd mit ihrem Leib den lebendigen Wall aufrichtete, der deutsche Erde vor dem Feinde schützte. Aber sie sahen auch mit ihren jungen Augen die Verzagtheit des Hinterlandes, erlitten den Zweifel am Siege, bevor sie kämpften, erblickten Schäden der Heimat, die ihr Herz trauern ließen. Und doch erkämpften sie sich in wenigen Wochen die Weihe des Helden, der alle Stationen des Ringens und Leidens, der Selbstüberwindung und Entäußerung durchlaufen hat und nun wie ausgeglühter Stahl in einer Entschlossenheit sondergleichen den furchtbarsten Schlägen standhält.

Es gab einen Ausweg, den viele in der Not der lastenden Ereignisse beschritten, die Augen zu schließen, die Zähne zusammenzupressen und in blindem Gehorsam seine Pflicht zu tun. Aber abgestorbene Seelen müssen erlahmen wie Bäume, denen man

die Lebensäfte abbindet. Hans Ruhn hat sein Inneres dem Grauen ganz und gar geöffnet. Er hat Entsetzen und Angst in voller Stärke erlitten und bezwungen. Und er hat im Erlebnis der letzten Selbstaufgabe sich ganz und gar zurückgewonnen. Er hat es gelernt, mit eiserner Anspannung den gewaltigsten Druck zu ertragen, die geheimnisvolle Spanne zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen individueller Vergänglichkeit und überpersönlicher Ewigkeit in sich aufzunehmen. Von dieser Innerlichkeit und Tiefe des Selbstverständnisses aus heben sich in letzter Beglückung und Verbundenheit mit den Urkräften der Nation alle Widersprüche auf. Die Entpersönlichung des modernen Kampfes, welche Tausende und Abertausende in der Feuerwalze der Artillerieschlacht „wie Kanonenfutter“ vernichtet, ist nur die Rehrseite dafür, daß überpersönliche dämonische Mächte hier einen Weltkampf zum Austrag bringen. Es ziemt daher dem einzelnen Helden, im Bewußtsein der tragischen Verkettung ohne persönlichen Haß zu streiten und den Feind in aller Schonungslosigkeit des Kampfes zu achten. Es gilt immer auf neue, den Sprung in die unbekannte Weite und Dunkelheit der Vernichtung zu wagen, um das Leben in dem schöpferischen Kern seines Wachstums zu erahnen. Dann senkt sich der Himmel auf die Erde herab und das Vergängliche vermählt sich mit dem Aberirdischen. Für diese gegenseitige Durchdringung ist die Verbundenheit mit den hingemähten Kolonnen des Weltkrieges, ihrem Geist und ihrem Opferdrang der beste Dienst. Das Buch mahnt jeden einzelnen daran, daß Erinnern und Verpflichtetsein untrennbar zusammengehören

Herbert Bahlinger

Schlesien und das Ostsemester

Die schlesischen Studenten werben für ihre Heimat

In einer bemerkenswerten Sonderausgabe bringt die „Schlesische Hochschulzeitung“, das Blatt der schlesischen Studenten, einen Rückblick auf das erste studentische Ostsemester in Schlesien und verbindet damit die Werbung für einen stärkeren Besuch der schlesischen Hochschulen in Schlesien im

Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 / Ruf 279 39

Jahresbeitrag 2.— RM.

Die Mitglieder des H.-V. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ähnl. Veranstaltungen.

Wintersemester. An der Spitze der reichbebilderten Folgen stehen grundsätzlich Ausführenden des schlesischen Gauleiters und Oberpräsidenten, Helmuth Brückner, aus denen deutlich wird, mit welcher Entschlossenheit das nationalsozialistische Deutschland auch im Südoften des Reiches den Kampf gegen die Zerreißen des deutschen Ostens und die Auswirkungen der Mißwirtschaft des Weimarer Systems aufgenommen hat. Mit besonderem Nachdruck stellt der schlesische Gauleiter den Gedanken der Einheit der im Novemberjystem auseinandergerissenen schlesischen Provinzen heraus. Schlesische Wirtschaftsfragen bespricht Landeskämmerer von Stutterheim, während Priv.-Doz. Dr. Czajka „Schlesien als deutschen Siedlungsraum“ kennzeichnet und Oskar Sängler schlesische Grenzfragen behandelt.

In einem Aufruf kennzeichnet der Führer des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB.), Albert Verichsweiler, das Ostsemester als „eine Verpflichtung, die in letzter Hinsicht nicht ein Opfer ist, sondern, die demjenigen der dem Ruf, ins Ostsemester zu fahren, nachkommt, Werte schenkt.“ Der NSDStB.-Führer weist zugleich auf die Notwendigkeit hin, die schlesischen Hochschulen nicht länger hinter den Hochschulen des Nordostens zurücktreten zu lassen. Ein Aufsatz von Joachim Haschke „Unsere Hochschulstadt Breslau“ leitet über zu Beiträgen der Rektoren der Breslauer Hochschulen, Prof. Dr. Walz und Prof. Dr.-Ing. Rein, einem Aufsatz über „Hochschulen und Wintersport in Schlesien“ von Eva Wiedemann und ausführlichen Angaben über die Studienmöglichkeiten in Breslau.

Der Schriftleiter der „Schles. Hochschulzeitung“, Hermann Uhtenwoldt, kennzeichnet in einer Beilage, die unter

dem Leitwort „Nach dem ersten Ostsemester“ steht, die ostpolitische Bedeutung des Ostsemesters der deutschen Studenten, während Teilnehmer am ersten Ostsemester und am schlesischen Landdienst von ihren Eindrücken in Schlesien erzählen.

So wird die neueste Folge der „Schles. Hochschulzeitung“ hoffentlich nicht nur gute Werbearbeit für Schlesien und seine Hochschulen leisten, sondern auch in Schlesien selbst Verbreitung und Beachtung finden.

Vom deutschen Osten. Max Friederichsen zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Herbert Knothe. M. & H. Marcus. Breslau 1934. Geh. 27,50 RM. Geb. 30 RM.

In dieser Festschrift für den Leiter des Geographischen Institutes zu Breslau haben 27 Wissenschaftler erdkundliche Fragen des Ostens beleuchtet. Die Eigenart, der Reichtum und die Erfordernisse der Landschaft sind gekennzeichnet. Einige Aufsätze, die sich besonders mit Schlesien befassen, seien herausgegriffen. Sie sind als Sonderdrucke erschienen, wodurch ihr Erwerb wesentlich erleichtert wird.

Wilhelm Volz. Schlesien und der deutsche Raum. Geh. 1,— RM.

Ausgehend von den Eckpfeilern Deutschlands schildert der Leipziger Gelehrte die schlesische Bucht. Gerade die „Verzahnung von Mittelgebirge und Tiefland“ ist ihm dabei wichtig. „Das unrahmte Gebirge gehört unerlässlich mit zum Begriff der „Bucht“. In ihr ist die Pößzone, diese offene Landschaft, von jeher natürlicher Verkehrsweg. „Damit hat Schlesien immer wieder im Brennpunkt gestanden“. Das wird auch am Verlauf der heimischen Ge-



Otto Brandt

Am Ohlauufer 18
bekannt für **Möbel**
wirklich gute

Verwechseln Sie mich nicht mit der jüdischen Möbelfirma gleichen Zunamens, aber anderen Vornamens!

schichte aufgewiesen. Fälschlich steht hier, daß die mongolischen Horden bei Liegnitz „vernichtend geschlagen wurden“. Da die wirtschaftsgeographischen Tatsachen im Vordergrund stehen, läßt sich über den Fehler hinwegsehen. Und wir können nur wünschen, daß der Schlußsatz der Betrachtung reichen Widerhall findet: „So wird es zur Lebensnotwendigkeit für das Vaterland, die großen Blutbahnen, welche die schlesische Grenzmark mit seinem deutschen Hinterland verbinden, zu pflegen, zu fördern und kraftvoll zu entwickeln, auf daß Schlesien ein starker Eckpfeiler sein und bleiben kann.“

Willi Czajka. Stand und Aufgaben der Siedlungsgeographie Schlesiens. Geh. 1,75 RM.

Mittelalterliche Kolonisation und friderizianische Siedlung werden als besonders wichtig herausgestellt. Der Aufsatz erweist aber, daß man auch die Zwischenzeiten nicht außer acht lassen darf. Ferner sagt der Verfasser: Dorf-, Flur- und Siedelform bieten noch ein reiches Arbeitsfeld für künftige Untersuchungen. Auch die Darstellung der schlesischen Stadt bedarf der Vertiefung. Man sollte nicht an der Schmucklosigkeit und Einfachheit der kleinstädtischen Wohnbauten vorübergehen. Endlich betont Czajka den Unterschied von Staatsbewußtsein und sprachlicher Zugehörigkeit. Abschließend heißt es: „Die ländliche Neusiedlung muß landschaftlich durchdacht sein, das heißt muß die gesamten natürlichen und kulturellen Gegebenheiten des Siedlungsraumes berücksichtigen.“ In solcher Weise verbindet die umfangreiche Arbeit Kritik am Bisherigen mit Wegweisung für das Kommende. Kein Wissenschaftler kann an der grundlegenden Betrachtung des Breslauer Privatdozenten vorübergehen. Außerdem bietet das genaue Verzeichnis des Schrifttums ein wertvolles Hilfsmittel für jeden, der sich mit Heimatfragen befaßt.

Beiträge zur Heimatkunde Oberschlesiens, 2. Band, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft des Oberschlesischen

Philologenverbandes. 166 Seiten, geheftet 2,00 RM., Halbleinen 2,75 RM. Verlag der Leobschütz Zeitung in Leobschütz.

Wertvolle Hinweise auf den ostdeutschen Raum können nicht oft genug erfolgen. Bei vielen Menschen herrscht noch eine falsche Auffassung vom Deutschtum in Oberschlesien. Auch die Landschaft und Sprache werden einseitig beurteilt. Dagegen kämpfen die Verfasser und erörtern einige wichtige Fragen. Die Bedeutung des Museums zu Gleiwitz, den hohen Wert seiner Sammlungen ersieht man aus dem Aufsatz über die eiszeitlichen Säugetiere. Die Kulturgeschichte des Landes erschließen Abhandlungen über den Anteil der Oberschlesier an der Universitätsbildung des Mittelalters und ein ausführlicher Beitrag zur Familienkunde des 16. und 17. Jahrhunderts. Krakau gehörte zum deutschen Raum, und Leobschütz bewahrte, trotz der gewaltigen Verwüstungen vor 1650, ein blühendes Deutschtum. Das geht aus diesen Beiträgen hervor, denen kurze kunsthistorische Betrachtungen folgen. Aus der Zeit Friedrichs des Großen stammt die lateinische Rede, die der Rektor des Opperner Jesuitenkollegs 1779 am Geburtstage des Königs hielt. Der zeitgenössische Rückblick verdient allgemeine Beachtung. Er wurde ins Deutsche übertragen und eingehend gewürdigt. „Schlesische Mundart im Kreise Leobschütz“ heißt ein weiterer ausführlicher Aufsatz, und Hinweise auf Gustav Freytag beschließen den vielseitigen Band.

Hermann Ouvrier. Veränderungen von Landschaft und Bevölkerung in der Mittelschlesischen Ackerbene in den Jahren 1825—1925. Geh. 1,— RM.

Die Untersuchung bietet Wertvolles über das Anwachsen der Städte, über den Wandel in Dörfern und stadtnahen Orten. Gesundes Wachstum und übersteigerte Landflucht sind aus Tabellen und Text ersichtlich. Außerdem erfahren wir durch Wort und Bild die Umwandlung der landwirtschaftlichen Betriebsformen.

Photo-Atelier

Fritz Neese

Anmeldung: Ruf 20479

Breslau 5

Hans Raser. Das schlesische Stammesgebiet. Geh. 1.— RM.

Der Aufsatz ist Vorarbeit für eine Abhandlung über das Auslands-Schlesiertum. Auch die Grenzgebiete werden einbezogen, und man ist erstaunt über den Einfluß, den Schlesien in aller Welt zu gewinnen suchten. Die Familie Koppernigk (Kopernikus) ist ein Beispiel der Nordwanderung. Ebenso weist die Bistritzer Sprachinsel in Siebenbürgen auf Schlesien hin. Die von Zinzendorf betreuten Herrnhuter Kolonien in Kanada sind bedeutend bei der Siedlung in Übersee. Die Gesamtzahl der australischen Schlesier beträgt etwa 60—80 000. Schon diese Beispiele zeigen, welcher Wert darin liegt, wenn wir alle auf die wichtige Frage der vergessenen Auslandschlesier hingelenkt werden.

Sermann Freymark. Die Oder — der Lebensnerv des deutschen Ostens. Geh. 0,50 RM.

Die deutsche Wasserwirtschaft und die Ziele der Arbeiten am Oderstrom sind übersichtlich zusammengestellt. Die neuen Staubecken und Schleusen, der Ausbau der Kanäle und andere Pläne der Reichsregierung beweisen, daß man Schlesien die nötige Beachtung geschenkt hat und hoffentlich auch weiterhin schenken wird.

Das Oktober-Heft der Politischen Monatshefte „**Volk und Reich**“ (Herausgeber Friedrich Heiß, Berlin: Volk und Reich, Verlag), enthält wiederum eine Reihe interessanter Aufsätze, die zu wichtigen außenpolitischen Fragen des Reiches Material liefern.

Arpad Török schreibt über „**Ungarn zwischen Italien und dem Deut-**

schen Reich“. Von besonderem Wert ist dabei die Stellungnahme dieses guten Kenners der ungarischen Politik zu jenem Aufsatz des ehemaligen langjährigen ungarischen Ministerpräsidenten Graf Bethlen im „**Pesti Naplo**“, der in der deutschen Presse so unterschiedlich ausgelegt wurde. — Der Aufsatz „**Die österreichische Frage und die Mächte**“ gibt eine ausgezeichnete Schilderung, worin das Interesse besonders Frankreichs und Italiens an der österreichischen „**Unabhängigkeit**“ begründet liegt, und wie stark die Führerrolle Italiens in der antideutschen Österreich-Politik des Auslandes heute ist. —

In sechs Aufsätzen werden die durch den Ostpakt-Vorschlag Frankreichs so aktuell gewordenen Probleme des Nahen Ostens behandelt. Der Gauleiter und Oberpräsident Erich Koch schildert „**Ostpreußens politische Brückenslage**“. In einer äußerst temperamentvollen Darstellung zeichnet Walter Sturm die polnische Reichsidee und begründet die Notwendigkeit einer deutsch-polnischen Zusammenarbeit zur gemeinsamen Lösung der Fragen im Ostraum. Aufsätze über die wehrpolitische Lage Litauens, die außenpolitischen Tendenzen dieses Landes sowie die deutsche Mitwirkung bei der Entflechtung des heutigen litauischen Staates vervollständigen das Bild, dem schließlich noch eine Schilderung über das Vorgehen der litauischen Behörden gegen deutsche Sprache und Kultur im Memelgebiet angeschlossen ist. Aus dem sonstigen Inhalt der Oktober-Nummer von „**Volk und Reich**“ wäre noch auf einen mit reichhaltigem Zahlenmaterial und guten Karten ausgestatteten Aufsatz über den Eisenbahnverkehr des Großherzogtums Luxemburg nach dem Auslande hinzuweisen, der ein anschauliches Beispiel für die mancherlei Versuche einer Verwelschung deutscher Kulturgebiete und ihrer allmählichen Auflösung von Deutschland gibt.

TANZSCHULE Frau Dr. GEBEK

Anmeld. zu Student-, Schüler-, gemischt. u. Ehepaarkurs. ab 1. Oktob. werkt. 16-18 Uhr

jetzt: An der Dorotheenkirche Nr. 3
(Hansen-Haus)



Schöne und preiswerte
Geschenke aus Schlesien
Töpfereien • Gläser • Holzschalen
Flackelvorleger

Deutscher Hausrat
Ohlauer Str. 47, Ecke Neue Gasse

Spezial - Augengläser - Institut



Fachmännisch angepaßte
Augengläser in bester
preiswerter Ausführung!

Robert Schwarzer
Dipl.-Optiker (Alte) Taschenstr. 6

**Das Uhrenfachgeschäft
für Sie!**

H. PFITZNER
Breslau 1, Taschenstr. 1

Österreich, das Reich und die südöstliche Volksgrenze. In diesen Tagen erschien ein Buch, das im Angesicht der tragischen Verwicklungen jenseits der südlichen Reichsgrenzen die allerstärkste Beachtung verdient, weil es die unzertörfbaren Zusammenhänge des südöstlichen Volkstumes mit dem Gesamtvolk ohne jede tagespolitische Auseinandersetzung mit rein sachlicher Leidenschaft freilegt: „Die südöstliche Volksgrenze“. (Der Grenzraum Wien/Pressburg/Radkersburg/Osttirol. In Zusammenarbeit mit Waldemar Wucher, herausgegeben von Friedrich Heiß. Berlin: Volk und Reich, Verlag 1934. 297 Seiten mit 33 Karten und 174 Abbildungen. Preis 6,60 RM.)

Zum ersten Male werden in diesem Buch die Probleme der südöstlichen Volksgrenze, des deutsch-magyarischen, deutsch-slowenischen und des östlichen Teiles des deutsch-italienischen Grenzraumes geschlossen behandelt. Das Buch geht in wissenschaftlich gründlichst unterbauten und erschöpfenden Untersuchungen von der mittelalterlichen deutschen Siedlung nach dem Südosten aus, um die völkische Herkunft und den volksmäßigen Zusammenhang dieses Grenzdeutschtums mit dem Gesamtvolk zu zeigen. Die zweite Voraussetzung zum Verständnis der Grenzfrage ist die Kenntnis der geographischen Lage und Funktionen Deutsch-Österreichs und seiner einzelnen Landschaften, die in einem meisterhaften Aufsatz des verstorbenen Grazer Geographen Robert Sieger untersucht werden. Im einzelnen werden dann die Verkehrsprobleme Deutsch-Österreichs als Folge der Zerschlagung der Donaumonarchie, die Bedeutung Wiens als Grenzstadt in Geschichte und Gegenwart, das Burgenland mit seinem Vorfeld, die Kroatensiedlung in Österreich, die Untersteiermark, die Kärntner Grenzfragen, insbesondere das Mießtal mit Unterdrauburg

und das Kanaltal (Tarvis), endlich das deutsche Sprachgrenzgebiet in den Karnischen Alpen behandelt.

Das Buch, das eine Reihe jeweils von besten Sachkennern bearbeiteter Einzelbeiträge enthält, macht den Eindruck stärkster Geschlossenheit und straffster Durcharbeitung. Die wichtigsten Untersuchungen sind durch zum Teil methodisch neuartige Kartendarstellungen unterstützt und unterbaut. Durch das ganze Buch läuft zugleich eine Bild-darstellung des gesamten Grenzraumes in einem Umfang von 174 Abbildungen, die die Text- und Kartendarstellung in ungemein eindrucksvoller Weise verlebendigen. Jede Bildgruppe ist durch eine Kartenskizze in sich geordnet und für den Betrachter topographisch erschlossen. Ein Ortsregister verweist im übrigen auf alle vorkommenden (etwa 400) Orte im Text- und Bildteil, so daß das Buch gleichzeitig als geographisch-historischer Führer durch die behandelten Grenzgebiete, die von allen deutschen Grenzlandschaften vielleicht die schönsten sind, zu benutzen ist.

Getragen von wissenschaftlichem Ernst und verlebendigt für das allgemeine Verständnis durch die enge Verknüpfung von Text, Bild und Karte ist das Buch wohl der entscheidendste Beitrag zu den gesamtdeutschen Gegenwartsfragen des Südostens, indem es dem deutschen Volk eindringlich ins Bewußtsein ruft, daß es in seiner Gesamtheit eine Verantwortung für die südöstliche Volksgrenze trägt, und indem es damit die volksmäßigen Zusammenhänge stärkt, die durch die Wechselfälle der Gegenwart nicht gelockert werden dürfen. Ohne zu den aktuellen Ereignissen in Deutsch-Österreich irgendwie Stellung zu nehmen, hat das Buch — vielleicht gerade deshalb — eine höchst bedeutsame politisch-erzieherische Aufgabe, und es sollte daher u. a. in der politischen Schulungsarbeit im Reich als Handbuch überall eingeführt und rege benutzt werden.

Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde Tretet ein in die Theater- und Konzertgemeinde

Anmeldungen

nimmt die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstr. 49 (Laden) entgegen

Auf viele Anfragen:

Das im Oktoberheft der „Schlesischen Monatshefte“ gebrachte Gedicht „Christus“ von Baldur von Schirach wurde dem Gedichtsband „Die Fahne der Verfolgten“, Zeitgeschichte-Verlag, Berlin, entnommen.